

# Zehntes Kapitel

## Wider das Rassen-Delirium

*No matter what learned scientists may say, race is, politically speaking, not the beginning of humanity but its end, not the origin of people but their decay, not the natural birth of man but his unnatural death.<sup>1</sup>*

### „Rassen existieren nur für Anthropologen“

Rasse ist ein Wort, das in diesem Kapitel zwar eine Hauptrolle spielt, aber dennoch wie etwas Kontaminiertes mittels Anführungszeichen auf Abstand zu bringen ist. In Rizals und Blumentritts Sprachgebrauch war das Wort noch ein relativ unverfänglicher Platzhalter; zum Beispiel in Rizals bissigem Kommentar: „Es geht [dem Vicente Barrantes] um die Verleumdung der Rasse, doch bedarf es dafür überhaupt keiner Kenntnisse.“ (*Se trata de calumniar a la raza, y para calumniarla no se necesitan conicimientos.*<sup>2</sup>) Mit einem Wort: Jeder Dummkopf kann sich verleumderisch äußern.

Spätestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts verbreiteten sich zahlreiche pseudowissenschaftliche, vor allem biologistische „Rasse“-Ideen, die Anlass gaben, die eigene Wortverwendung zu überdenken. Der solche Ideen bündelnde Sammelbegriff *Rassismus* hingegen kam erst im frühen 20. Jahrhundert in Umlauf. Was aber nichts an der Tatsache ändert, dass die im Sammelbegriff verdichteten Anschauungen sehr alt sind und im katholischen Spanien des 15. Jahrhunderts ihren Ursprung haben. Ich erinnere hier an das Phantasma jener auf „Blutreinheit“ (*limpieza de sangre*) pochenden kulturellen Überlegenheitsarroganz der altchristlichen Gesellschaft Spaniens, die damals theologisch und juristisch kodifiziert wurde, um die eigene Herkunftsidentität durch Abgrenzung von den angeblich „Unreinen“ zu rechtfertigen.<sup>3</sup>

Diese frühe Konstruktion eines diskriminierenden „Rasse“-Stereotyps blieb bekanntlich nicht folgenlos. Vielmehr hat sie in den spanischen Kolonien

1 H. Arendt 1958, 157

2 *Escritos políticos* 1961, 110

3 Aufschlussreich sind die Untersuchungen von Hering Torres, 2006.

Amerikas und des Pazifiks – freilich nicht nur dort – soziale Hierarchiestrukturen begünstigt und die Einteilung der Bevölkerung in *razas*, *cruzas* (Kreuzungen) oder *castas*, wie „criollo“, „mulato“, „mestizo“ und „chino“ (Chinesen) festgeschrieben. Der Spanier galt, allein aufgrund einer angeblich exklusiven „Rassen“-Genealogie, als Auserwählter, dazu bestimmt, über die „Unreinen“ zu herrschen. Das war auch die Haltung der Hartgesottener unter den Parteilägern des Kolonialismus, gegen deren gezielte Attacken Rizal – er, ein „indio“ und „mestizo“ – sich wehren musste, nachdem er sich mit seinem ersten Roman einen Namen und zahlreiche Feinde gemacht hatte. Er verteidigte nicht nur sich selber, sondern griff auch in durchaus grundsätzlicher Weise in die Kämpfe um Anerkennung ein, um die Logik der kolonialistischen Gewalt zu brechen.

Im Folgenden möchte ich anhand einiger Beispieltex-te zeigen, wie eng Rassismus und Kolonialismus verflochten waren und welche Anstrengungen es bedurfte, um dieses Geflecht aus Lüge und Denunziation zu zerreißen. Zur Sprache kommt nicht nur die rassistische Instrumentalisierung anthropologischer, evolutionstheoretischer und psychologischer Annahmen, auch die Institution der Völkerschau wird zu diskutieren sein und nicht zuletzt die harte Realität der mit Gewalt aufrechterhaltenen ökonomischen Ungleichheit, die bis heute in vielen postkolonialen Gesellschaften weiterhin Unfrieden stiftet. Von Ethnologie und (physischer) Anthropologie ist auf diesen Seiten häufig die Rede. Beide Forschungsrichtungen sind ohne den Kolonialismus nicht zu denken, haben sich aber nicht in jedem Fall als dessen Ge-hilfe verstanden. Auch wenn sie nicht offen rassistisch waren, so vertraten sie dennoch gegenüber den Kolonisierten einen Paternalismus, der eher dem Feudalismus des Ancien Regime als den Fortschrittsfantasien der bürgerlichen Moderne entsprach.

Rizals Verhältnis zu rassistischen Vorurteilen war nicht frei von Uneindeutigkeiten. Immerhin hat er den Sprachgebrauch reflektiert und versucht, den Schlüsselbegriff „Rasse“ im Vergleich mit der Anwendung ähnlicher Begriffe scharf zu stellen. Blumentritt hat – offenbar nach Rizals Tod – in einem Essay *Sobre la diferencia de las razas* die Einsichten des Freundes in folgender Weise zusammengefasst:

Menschliche Rassen (*razas humanas*) unterscheiden sich in ihrem äußeren Habitus und in ihrem Knochenbau, nicht jedoch in ihrer *Psyche*. Ob Weiße, Gelbe, Braune oder Schwarze, alle empfinden die gleichen Leidenschaften und die gleichen Schmerzen. Nur deren Ausdrucksformen sind unterschiedlich, und selbst das ist je nach Rasse und Volkszugehörigkeit nicht konstant, sondern variiert unter dem Einfluss unterschiedlicher Faktoren. Rassen existieren

nur für Anthropologen. Für den Beobachter des Stadt- und Gemeindelebens gibt es nur soziale Schichten (*capas sociales*). Diese Schichten zu klassifizieren und zu benennen, ist die Aufgabe der Ethnologen.<sup>4</sup>

Was hier vor allem zählt, ist Rizals Ahnung von den wirklichkeitsverzerrenden Implikationen der Rassendiskriminierung. Dem Rassismus, der biologische Argumente bemüht, um an der *color line* (W. E. B Du Bois) die Menschheit in einen diesseitigen, von „Weißen“ repräsentierten intelligenten und einen jenseitigen, zu geistig minderwertigen „Farbigen“ erklärten Teil zu scheiden, entspricht die Leugnung der epigenetischen und sozioökonomischen Bedingungen geistiger Befähigung. Dem Farbigen erschwert – so lautet eine Standardbehauptung – angeborene Triebhaftigkeit die Entwicklung einer mit dem „Weißen“ vergleichbaren Intelligenz aus eigener Kraft. Er bedarf deshalb jener zivilisatorischen Dressur, die allein das evolutionär weit fortgeschrittene Gehirn der „weißen Rasse“ ihm zu bieten vermag.

So durchsichtig solche ‚Beweisführungen‘ sind, sie haben sich durchaus auch in jenen Formen des falschen Bewusstseins verfestigt, für die der Begriff der Ideologie entsteht. Nämlich als Rechtfertigung für ökonomische Ausbeutung und illegitime Herrschaft auf Seiten derer, die mit dem Anspruch christlicher Seelenrettung fremde Kontinente annektierten und deren Bewohner unterjochten. Gewiss, Rizal war kein Ideologiekritiker im strengen Wortsinne. Er erkannte aber die Wahrheit hinter den frommen Lügen der spanischen Kleriker und Kolonialbeamten, die seinen Landsleuten auf drastische Weise die Drohungen und Wohltaten des Jenseits ausmalten, um sie im Diesseits in ökonomischer und geistiger Abhängigkeit zu halten. Die angeblich angeborene fortschrittsfeindliche Indolenz der Philippiner demaskierte er als wohlfeiles Vorurteil der Kolonialherren, um ökonomische Ausbeutung und polizeistaatliche Repression als die wahren Ursachen der Rückständigkeit beim Namen zu nennen. Nicht von ungefähr hat José Martí, der sein Leben für Kubas Unabhängigkeit einsetzte, etwa zur gleichen Zeit wie Rizal den kolonialistischen Rassismus trefflich polemisierend in die Schranken verwiesen:

4 Escritos varios 2, 647f.: Las razas humanas se diferencian en sus hábitos exteriores y la construcción de su esqueleto, pero no en cuanto a su *psyche*. Sienten las mismas pasiones, los mismos dolores que impulsan a los blancos, amarillos, morenos y negros; solo que la forma en que estas se expresan es diferente, pero esta tampoco es constante en ninguna raza ni pueblo alguno, sino variable según la influencia de los factores diferentes. Las razas no existen mas que para los antropólogos; para el observador de la vida de los pueblos no hay mas que capas sociales. El clasificar y nombrar estas capas constituirá el problema de los etnólogos.

Es gibt keinen Rassenhass, weil es keine Rassen gibt. Die Schwachköpfe und Lampenputzer wärmen haarspalterisch nur das einschlägige Bücherwissen auf, während der wackere Wanderer und hingebungsvolle Beobachter vergebens im Naturrecht nach Beweisen sucht. Denn es sind die alles besiegende Liebe und der ungezügelte Appetit aufeinander, denen der Mensch seine allumfassende Identität (*identidad universal*) verdankt.<sup>5</sup>

## Sie und Wir

Am 13. Februar 1887 veröffentlichte die Madrider Zeitung *El Liberal* ein Pamphlet mit dem Titel „Ellos y Nosotros“ (*Sie und Wir*). Gegenstand des Artikels waren die Philippinen und ihre einheimischen Bewohner. Der Zeitungsartikel schloss mit den Worten:

Spanien etablierte hier [auf den Philippinen] quasi vom ersten Tag an seine Vorherrschaft und richtete so gut wie es eben ging eine Verwaltung ein. Nach langen Jahren der Kontaktnahme verschaffte die Administration dieser devoten Rasse eine gewisse soziale Sesshaftigkeit, indem sie ihre meisten Angehörigen aus primitiver Rückständigkeit und aus dem finsternen Dschungel herausholte und sie von der Piraterie und ihrem maurischen Habitus (*morisma*) befreite. Aber man kann gewiss nicht, ohne der Sprache Gewalt anzutun, behaupten, Spanien habe diese Inseln nach und nach auf eine Ebene mit den kultivierten Völkern gehoben. Stattdessen: Barackenstädte, versumpfte Straßen, hölzerne Brücken, unzugängliche Küsten, kahle Äcker, nackte Leiber, Hirne ohne Ideen, in den Bergen freie Dschungelstämme, in den Ebenen deren Brüder, denen man erst gestern irgendwelche Namen gegeben hat, ein naiver Menschenhaufen; kurz, eine embryonale Zivilisation und eine Gesellschaft in Windeln. Wir wollen weder ihnen noch uns die Schuld geben. Gott schuf die Vielfalt der Rassen, als er die Vielfalt der Blumen schuf [...]. Einigen Rassen muss er Willensstärke, hohen Gedankenflug, unwiderstehliche Fortschrittsdynamik mitgegeben haben, während er anderen, denen er sehr enge Seelengrenzen gezogen hat, diese großartigen Eigenschaften verweigerte und sie unbeweglich im Dschungel stecken ließ. Es geht hier keineswegs nur um Erziehung und Bildung. Denn ein Andalusier lernt kaum mehr über

5 No hay odio de razas, porque no hay razas. Los pensadores canijos, los pensadores de lámparas, enhebran y recalientan las razas de librería, que el viajero justo y observador cordial buscan en vano en la justicia de la naturaleza, donde resulta, en el amor victorioso y el apetito turbulento, la identidad universal del hombre. José Martí, zit. nach F. Ortiz 1975, 29

das Christentum [...] und ist doch von Jugend an ein charmanter Mensch. Ein Bauernlummel aus unseren Bergen erhält weniger Erziehung und Bildung als die Indios in diesen Niederlassungen, und doch sieht man unter seiner Kruste eine Energie pulsieren, eine Persönlichkeit, ja die ganze Majestät eines Menschen und das Herz, das in den [großen Kriegen für Spanien] kämpfte. Und man sieht an ihm den starken Arm, der unsere monumentalen Kathedralen in die Höhe gezogen hat, ein wenig beachteter, aber machtvoller Faktor, geboren in Spanien. Weder länger wählender Kontakt noch energischere Annäherungsbemühungen haben das, was uns von Schwarzen und Zigeunern unterscheidet, beseitigen können. Dasselbe gilt auch in diesem Fall zwischen ihnen und uns.<sup>6</sup>

Als Autor dieses Artikels zeichnete ein gewisser *Quioquiap*, ein spanischer Literat, der mit bürgerlichem Namen Pablo Feced hieß. Einige Jahre nach dieser Veröffentlichung wird er sich in einer *Sociedad Amigos del País* mit Vicente Barrantes gegen die philippinischen *ilustrados* verbünden.

Am 16. Februar 1887 veröffentlichte Graciano López Jaena, ein engagierter Kampfgenosse Rizals, in *El Liberal* eine Antwort auf Feceds Invektive. López Jaena bestätigte die Rückständigkeit der Philippinen, machte aber nicht die *indios* dafür verantwortlich:

6 España implantó aquí su dominio casi desde el primer día, organizó como pudo su administración, dio a esta raza sumisa, tras largos años de contacto, cierta domesticidad social, la sacó en gran parte del atraso primitivo y de la oscuridad de las selvas, la libértó de la piratería y la morisma pero, a pesar de esto, o hay que volver del revés el castellano, o no puede en serio decirse, como muy seriamente decía hace tres años un centro administrativo, que España ha colocado estas islas poco a poco al nivel de los pueblos cultos. Ciudades de chozas, caminos de charcas, puentes de troncos, costas bravas, campos yermos, cuerpos sin ropa, cerebros sin ideas; en los montes, todos tribus independientes y selváticas, y aquí, en los llanos, sus hermanos, ayer todavía, en 1850, cuando se les impuso apellidos, no muy seguros aún, montón inanimado de humanos seres; una civilización en embrión y una sociedad en pañales. No los culpemos a ellos, no nos culpemos tampoco nosotros. Dios crió diversidades de razas, – decía el siglo pasado un fraile filipino –, así como formó diversidad de flores; y a unas razas, debió añadir, les dio la energía de la voluntad, el vuelo del pensamiento, el impulso irresistible del progreso, y a otras les negó aquellos altos atributos, estrechó los horizontes del alma y las inmovilizó en las selvas. Ni es cuestión de educación y enseñanza; poco más que la doctrina cristiana aprende una andaluza – dice un viajero alemán, comparando con la nuestra esta raza – y es, sin embargo, en su juventud una criatura encantadora. Menos educación, menos enseñanza que los indios de estas oficinas recibe el gañán de nuestras montañas y, sin embargo, bajo aquella corteza se ve palpar una energía, una personalidad, toda la majestad de un hombre, el corazón que luchó en las Navas, en Lepanto y Bailén; el brazo que levantó las moles de nuestras catedrales, el factor ignorado y potente que engendró a España. Contacto más largo, labor más enérgica no han borrado diferencias con el negro y el gitano. Tampoco aquí entre ellos y nosotros. – Zit. nach L. Sánchez Gómez 1998, 318.

Es ist vielmehr, um es laut zu sagen, das vom Mönch, d. h. vom katholischen Missionar und Vertreter Spaniens in diesem Weltteil gegründete Zivilisationsunternehmen, das im *indio* ein Objekt grenzenloser Ausbeutung gefunden und ihn in Unwissenheit und blinden Glaubensgehorsam gestürzt hat.<sup>7</sup>

Bereits am 21. Februar desselben Jahres schickte Rizal beide Artikel – Angriff und Verteidigung – von Berlin aus an Blumentritts Adresse. Sein Begleitkommentar war sarkastisch. Er bedankte sich bei „den Spaniern“ für ihre Belehrungen und fügte hinzu, würde Blumentritt auf die Philippinen umziehen, wo ewiger Sommer währt, hätte er Gelegenheit, „die affenartigen Indier besser kennen [zu] lernen, und auch unsere Schriftsteller und unsere Mönche, welche alle diese freundlichen und brüderlichen [Schreib]Federn bewegen.“

Mit Feceds Auftritt als rassistischer Polemiker und Sprachrohr der *frailocracia* geriet ein schneidiger Pamphletist in Rizals und Blumentritts Visier, der beide noch etliche Jahre beschäftigen sollte. Wenn Rizal in seinem Brief von „affenartigen“ *indios* sprach, so griff er mit diesem Ausdruck eine Formulierung aus Feceds Artikel auf, für die dieser angebliche Belege aus der wissenschaftlichen Literatur zusammengetragen hatte. Denn Feced schmückte seine Invektive dort, wo er über *den* „indio“ sprach, auf umständliche Weise mit allerlei Vokabular aus dem Wissenschaftsfundus, berief sich auf physiologische, ethnologische und anthropologische Befunde, erwähnte Rudolf Virchows Schädelmessungen, Fedor Jagors Körperbeschreibungen und John Bowrings Vergleich der *indios* mit Vierfüßlern. „Allgemein gesagt, (*resümierte Feced seine ‚Erkenntnisse‘*) erinnert das Aussehen dieser [philippinischen] Rasse, übrigens auch die Unwissenden, meist an die Darwinsche Theorie von den anthropoiden Vorfahren der Menschen.“ Hier soll er also stehengeblieben sein, der philippinische *indio*: auf der Entwicklungsstufe des Anthropoiden, des „Affenartigen“, dem weder Erziehung noch Bildung aus diesem fatalen Zustand heraushelfen können.

Feceds Botschaft ist wie die aller Rassisten überheblich und menschenverachtend. Man könnte sie einfach als etwas Vergangenes hinter sich lassen und mit einem Satz aus Rizals Indolenz-Essay beantworten: „Nimm dem Menschen die Würde, und du nimmst ihm nicht nur seine moralische

7 No negamos que Filipinas está atrasada, atrasadísima, y este atraso, lejos de ser su causa la refracción a la cultura, la ineptitud de nuestra raza para el progreso, está (digamos muy alto) en el fraile que, misionero de la fe católica y representante de España, de su civilizadora empresa en aquellas regiones, ha hallado en el indio un filón inagotable de explotación, sumiéndole en la ignorancia y en el fanatismo. – Zit. nach L. Sánchez Gómez 1998.

Resilienz, du machst ihn auch unbrauchbar für die, die seiner Dienste bedürfen.“<sup>8</sup> So einfach ist es aber nicht. Der Spanier stand, wie alle Rassisten, mit seinen Hetzreden nicht allein, er spitzte nur zu, was andere Verfechter des Kolonialismus weniger plump glaubten sagen zu müssen. Außerdem blieb er – was zu der hier erzählten Geschichte gehört – für längere Zeit ein bevorzugter Gegner der *ilustrados* und nicht zuletzt Blumentritts, der seiner, wie er selber einmal schrieb, „Antiquioquiapado“-Kampagnen niemals überdrüssig wurde. Rizal wiederum riet dem Freund, sich im Kampf gegen Hass und Vorurteile nicht zu verausgaben. In mehreren Briefen ermahnte er ihn zur Zurückhaltung, meinte, die „Quioquiapen“ seien so großer Aufmerksamkeit nicht wert und warnte ihn vor Besudelung mit dem in der politischen Arena aufgewühlten „Kot und Schmutz“. „Meine Zeit und mein Leben (*schrieb er ihm am 10. April 1889*) vergeude ich nicht um die Vorurtheile Quioquiap's u. a. m. zu bekämpfen; es ist faule Arbeit; ich bin überzeugt dass sie nicht so dumm und blind sind; sie sind aber was Du nennst *bona ó mala fide*“ (*guten oder bösen Glaubens*). Blumentritt aber wollte sich nicht zurückziehen, sondern antwortete: „Ich glaube nicht, dass es mir gelingt, denn ich kann gut angreifen, gut zurückschlagen, aber sehr schlecht zurückmarschieren.“<sup>9</sup> In seiner Besprechung des Rizal'schen *Noli me tângere* knüpfte er sich zum wiederholten Mal jene Stereotypen vor, die auf spanischer Seite zum Standardrepertoire rassistischen Schmähs gehörten:

Der Spanier ist selten, der den *indio* nicht als inferiores Wesen betrachtet. Die besseren unter den Spaniern nennen ihn „kleinen Bruder“, die wohlwollenden „unbesonnene Kinder“. Die Mehrheit aber – und das sind diejenigen, die ohne einen Cent auf den Philippinen ankommen, um sich dort die Taschen zu füllen – folgen der komfortablen Theorie von Quioquiap & Co. Das heißt, sie sehen im *indio* jene tierische Spezies, nach der Darwin so dringend Ausschau hielt, etwas ähnliches also wie die zwischen Mensch und Affe angesiedelte Spezies der *semi-quadromanous* [geschickte Tiere, die auf vier Füßen gehen und ihre Gehwerkzeuge zugleich fürs Hand-Werk nutzen]. Das ist, wie gesagt, die gefälligste Theorie, da sie dem Spanier erlaubt, den *indio* je nach Gefallen zu züchtigen und auszubeuten; natürlich hat diese Theorie viele Anhänger.<sup>10</sup>

8 Escritos políticos, 252: Prívesele, pues, al hombre de su dignidad, y no sólo se le priva de su fuerza moral, sino que se le hace también inútil aun para los que de él quieran servirse.

9 Epistolario Rizalino II, 244

10 Rizal-Blumentritt Correspondence, 557. Meine Übersetzung aus dem Englischen, D. H.

Es mag wohl sein, dass die Vertreter der von Blumentritt erwähnten „Theorie“ – wie Rizal vermutet – nicht so dumm wie die von ihnen verbreiteten Schmähreden waren. Das nimmt aber ihren Attacken nicht den Stachel. Auch würde dies den Quioquiaps ein noch viel übleres Zeugnis ausstellen, da sie sich – sollte es so sein – auch den Vorwurf der Bösartigkeit gefallen lassen müssen. Rizal hat sein früheres Urteil übrigens rasch korrigiert und Feced zum „Hohlkopf“ erklärt, als dieser das Tagalische der Barbarei zieh und somit eine abgedroschene Beschimpfung verwendete, die seit alters zu den krudesten Ausgrenzungsstrategien kultureller Gewalt gehörte. Blumentritt aber, den Feced direkt angriff, hat sich im Kleinkrieg mit dem Rassisten nicht bedeckt gehalten, sondern die offene Konfrontation gesucht.<sup>11</sup>

### **Irrwege der Haut- und Knochenanthropologie**

Überprüft man die ‚wissenschaftlichen Beweise‘, die Feced in seinen Attacken ins Feld führte, so bricht – wie zu erwarten – seine denunziatorische Rhetorik rasch in sich zusammen. Weder Virchow noch Jagor vertraten offen Rassistenstandpunkte und eigneten sich nicht als Gewährsmänner für Gobineau’sche Fantasien.<sup>12</sup> Ob das auch für den englischen Diplomaten John Bowring gilt, vermag ich nicht zu entscheiden. Er gehörte zu den einflussreichen Interessenvertretern der britischen Krone, die vor allem bilaterale Geschäftsbeziehungen mit den asiatischen Staaten aushandelten, sich aber auch als Reiseschriftsteller einen Namen machten, und er kannte Rizals Familie.<sup>13</sup> Fedor Jagor wiederum, ein Freund Adolf Bastians und Virchows, reiste im Auftrag der Berliner Museen durch die Länder Südasiens und Südostasiens. Er hielt seine Beobachtungen in mehreren Büchern fest, von denen das über die Philippinen, in der Übersetzung von Sebastián Vidal y Soler, zur Pflichtlektüre der spanischen Kolonialisten gehörte. Als Museumsbeauftragter beschränkte sich Jagor nicht aufs Beobachten und Beschreiben fremder Länder und Sitten. Vielmehr trug er auch fleißig zusammen, was zur materiellen Kultur der von ihm besuchten Völker gehörte und schickte es nach

11 In *La Solidaridad* 1, no. 4, vom 31. 3. 1889 antwortete er mit einer „Carta de Austria-Hungaria: Quioquiap juzgado por un profesor bohemio“ auf Feced’s *Filipinas: esbozos y pinceladas por Quioquiap* (Manila 1888).

12 Arthur de Gobineau gilt als einer der Begründer des biologistischen Rassismus und hatte bereits in den 1850er Jahren einen mehrbändigen, in Europa weit verbreiteten *Essai sur l’inégalité des races humaines* veröffentlicht.

13 A. Craig 1914, 79



Berlin: Alltags- und Kultobjekte, Tier- und Pflanzenpräparate, auch menschliche Schädel in großer Zahl und anderes mehr. Für die Schädel interessierte sich vor allem Rudolf Virchow – ein Universalmediziner und typischer Vertreter der Haut- & Knochenanthropologie. Er träumte u. a. von einer „geordneten Craniologie des grossen [philippinischen] Archipels“. Craniologie (auch Kraniologie) hieß die nach dem lateinischen Wort für Schädel – *cranium* – so genannte Schädellehre. Sie bezeichnete eine seit Blumenbach in der Haut- & Knochenanthropologie beliebte Hilfswissenschaft, die zur Typisierung von „Rasse“-Merkmalen herangezogen und bald zu einer „Anthropometrie“ genannten Vermessungskunst aufgebläht wurde, die vom Scheitel bis zur Fußwurzel das ganze menschliche Knochengerüst erfassen sollte. Craniometrie und Anthropometrie bildeten übrigens das Herzstück jenes Forschungsfeldes, das nach der damals geltenden Fächersystematik „Anthropologie“ genannt wurde und eine schwindelerregende Betriebsamkeit unter Ärzten, Seelenkundlern und Anatomen auslöste.<sup>14</sup>

Virchow selbst war ein eifriger Craniometer, der aus dem Vergleich seiner Schädelmessungen auf die Distribution sowie auf die Spuren der Wanderungen und Mischungen verschiedener „Racen“ in Europa und Übersee schließen wollte. So bewegte ihn im Hinblick auf die Philippinen zum Beispiel „die Frage nach dem Verhältniss der dolichocephalen [lange, schmale Schädelformen] Bergvölker dieser Inseln, wofür unser Igorroten-Schädel ein Beispiel liefert, zu den brachycephalen [kurz- oder rundköpfige Schädelformen] Malayen.“<sup>15</sup> Rizal kannte solche Fragen aus einer Schädelstudie, die Virchow im Anhang von Jagors Philippinenbuch aus dem Jahr 1873 veröffentlicht hatte. Als Rizal das erste Mal Virchow in der Geographischen Gesellschaft Berlins gegenüberstand, hätte dieser – wie er scherzend versicherte – den brachycephalen Asiaten am liebsten auf der Stelle „ethnographisch“ traktiert.<sup>16</sup> Den Haut- und Knochenanthropologen wird bei Gelegenheit eines so handlich vor ihm stehenden ‚indigenen Mestizen‘ vermutlich das Bild eines lohnenden Forschungsobjekts geradezu angesprochen haben. Denn was passte besser zu seiner Auffassung, die Abkömmlinge gemischter

14 Im 1. Heft der 1869 von A. Bastian und R. Hartmann herausgegebenen *Zeitschrift für Ethnologie* hieß es: „Anthropologie (Anatomic, Physiologie, individuelle Psychologie.): Beschreibung des Knochenbaues, des psychischen Habitus, der Entwicklung. Methode der Schädel- und Körpermessungen. Gehirnuntersuchung.“ – In C. Lombrosos und G. Ferreros *Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte. Anthropologische Studien, gegründet auf eine Darstellung der Biologie und Psychologie des normalen Weibes* (Hamburg 1894) wurden kraniometrische und andere anatomisch-pathologische Details auf halsbrecherische Weise mit damals strafrechtlich relevanten Handlungen kombiniert.

15 Alle Zitate aus Meyer/Virchow 1878, 37f.

16 Berichtet Rizal im Brief an Blumentritt vom 12. Januar 1887.

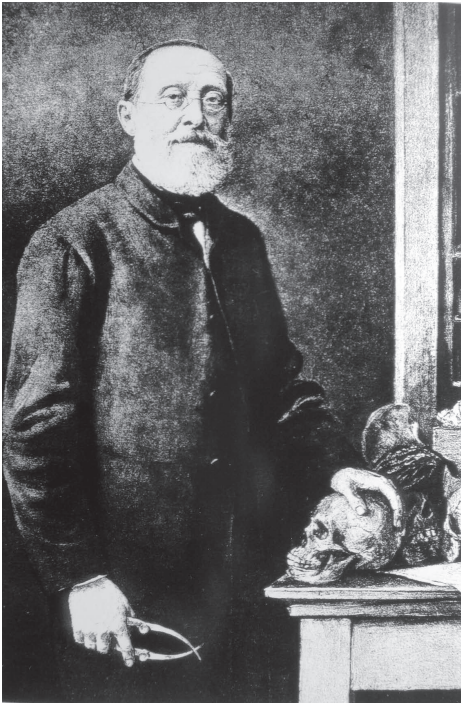


Abb. 14 Rudolf Virchow

Rassen gehörten zu den kreativsten und resilientesten Menschenkreaturen, als ein exotischer Akademiker nachweislich multiethnischer Abstammung.

Die Knochensammler unter den Anthropologen waren auf Nachschub an Schädeln derart versessen, dass sie auch vor ethisch fragwürdigen und kulturzerstörerischen Aktionen nicht Halt machten. Meist waren es Kollegen, die auf ihren Reisen durch Südostasien in großer Zahl das begehrte Knochengut einsammelten und nach Europa verschickten, oder man bestellte bei dem einen oder anderen, mit Geld zur Mitarbeit überredeten Angehörigen der Fremdkultur die Schädel Verstorbener, bevorzugt die von offiziell hingetrichterten Straftätern. Krass war das Verfahren des Naturforschers und Primatologen Adolf Bernhard Meyer, mit dem Rizal von Dapitan aus gelegentlich korrespondierte. A. B. Meyer war Direktor des von ihm im Jahre 1878 reorganisierten *Königlichen Zoologischen und Anthropologisch-Ethnographischen Museums* in Dresden, das Rizal – wie schon erwähnt – auf seiner Reise von Heidelberg nach Berlin (1886) besuchte und bei dieser Gelegenheit Meyer kennenlernte.

Zu Beginn der 1870er Jahre war Meyer auf den Philippinen unterwegs und dort auf der Suche nach Antworten auf die von ihm so genannte

„Negritofrage“. Diese Frage bezog sich auf die Herkunft und die ethnischen Verwandtschaften der von den Spaniern „Negritos“ genannten kleinwüchsigen und dunkelhäutigen Völker auf den Philippinen, die sich so auffallend von den malaysischen Bewohnern unterschieden. Meyer verglich ihre äußerliche Erscheinung mit der der „afrikanischen Neger“, suchte die Nähe dieser nomadisch lebenden Völker, stellte ein Vokabular ihrer Sprache zusammen, studierte ihre Tattoos und ihr Brauchtum, um schließlich lapidar festzustellen, dass er „ein Volk auf niedriger Entwicklungsstufe stehend“ vor sich habe.<sup>17</sup> Genau das aber faszinierte ihn, der Darwins Evolutionismus propagierte und sich in seinen humanphylogenetischen Forschungen von den Theorien des mit ihm befreundeten britischen Naturforschers Alfred Russel Wallace inspirieren ließ. Allein das Aussehen der „Negritos“ und ihre Lebensweise als Jäger und Sammler weckte in den europäischen Abstammungsforschern die Vorstellung, hier eine den australischen Ureinwohnern ähnliche Erscheinung vor Augen zu haben. Das Studium dieser als lebende Fossilien betrachteten Völker sollte sie – so war ihre Hoffnung – den Anfängen der Menschheitsgeschichte näher bringen.

Die neuere, den Wanderungsbewegungen der Negritos nachspürende Forschung diskutiert freilich Hypothesen, in denen neben Australien und Polynesien auch Melanesien und sogar Japan als mögliche Herkunftsorte genannt werden.<sup>18</sup> Die Wissenschaften der Vor- und Frühgeschichte haben sich längst von einlinigen Migrationsmodellen gelöst und diskutieren den langfristigen Wandel von Kulturen und Sprachen aus multipolarer Perspektive. Hinzu kommt, dass die Schürfkünste der Archäologie und Paläoanthropologie stets neue Fundstücke aus der Erdkruste ans Licht befördern und dadurch scheinbare Gewissheiten ins Wanken bringen. So gehört es wohl zu den seltenen, aber freudigen Überraschungen im Leben eines Humanphylogenetikers, aus gelegentlichen Knochenfunden das ungefähre Bild eines Homininentypus zu extrapolieren, der 60 000 bis 50 000 Jahre vor unserer Zeit gelebt hat. Eben das geschah nach einem spektakulären Knochenfund im Jahre 2015 in einer Höhle auf Rizals Heimatinsel Luzon. Die beteiligten Wissenschaftler haben den aus wenigen Knöchelchen halbwegs rekonstruierten Menschentypus auf den Namen *Homo luzonensis* getauft.<sup>19</sup> Entlang der nach Meyers britischem Freund so genannten Wallace-Linie, die eine biogeografische Grenze zwischen Australien und den nördlichen Inselgruppen einschließlich der Philippinen markiert, warten auf die Forscher,

17 Meyer/Virchow 1878, 15

18 P. Bellwood 2007, 72f.

19 F. Déroit et al. 2019.

wie sie selber vermuten, noch weitere Überraschungen aus dem Totenreich des späten Pleistozän.

Den sehr viel jüngeren, unter der groben Bezeichnung „Negritos“ versammelten dunkelhäutigen kleinwüchsigen Menschen auf Luzon zu Rizals und Meyers Zeiten ordneten die Forscher damals recht großzügig die verschiedensten, zum Beispiel in Australien, auf Papua und den Philippinen lebenden Völker zu. Virchow, den Meyer mit Negrito-Schädeln beliefert hatte, war vielleicht der erste, der anhand anthropometrischer Vergleiche auf große Unterschiede im Knochenbau dieser durch weite Meere getrennt lebenden Völker hinwies und damit die Negritofrage erst so richtig in Fahrt brachte. Die französischen Rivalen im Fach, die z. T. einen harten Rassismus vertraten, schalteten sich bald in die um die Negritofrage aufgeflamnten Auseinandersetzungen ein. Auch Meyer, den ich als den dubiosen Helden meiner in diesem Abschnitt skizzierten Mikrogeschichte betrachte, steuerte sein Scherflein dazu bei. Ihm wurde immerhin die Ehre zuteil, in einer spanischen, die Madrider Völkerschau des Jahres 1887 begleitenden Publikation als Negrito-Experte zitiert zu werden.<sup>20</sup>

Obwohl Meyer die Beweiskraft der Anthropometrie für die Abstammungsforschung nicht besonders hoch einschätzte und lieber im extrahumanen Tierreich wilderte, betätigte er sich als eifriger Knochensammler. Die Art und Weise wie er an die Knöchelchen rarer Insekten, exotischer Vögel und anderen Getiers herankam, ließ sich freilich nicht einfach auf das Einsammeln von Menschenknochen übertragen. Da mussten auch schon mal die Grenzen der Pietät überschritten werden. Und so wusste er über seine Grabschändungen auf Luzón folgendes zu berichten:

Da ich hier nicht von so vielen Negritos beständig umgeben und daher weniger beobachtet war, auch einige Tage vor meiner Abreise diese Wilden fortzuschickte, so gelang es mir mit Hülfe der christlichen Tagalen, welche die Hütte, bei der ich mein Quartier aufgeschlagen hatte, bewohnten, eine Reihe von Negrito-Gräbern ausfindig zu machen und sie nächtlicherweile und bewaffnet, wenn auch nicht ganz ohne Gefahr meines Lebens, ihres Inhaltes zu berauben. Man möge nicht glauben, dass ich ohne Schwanken das Heiligste,

20 *Exposición de Filipinas 1887*, 85. – Einige einschlägige, von mir ausgewählte Veröffentlichungen Meyers haben folgende Titel: „Über die Beziehungen zwischen Negritos und Papuas“. In: *Zeitschrift für Ethnologie* 7 (1875), S. 47 f. – „Über künstlich deformierte Schädel von Borneo und Mindanao im Königl. Anthropologischen Museum zu Dresden, nebst Bemerkungen über die Verbreitung der Sitte der künstlichen Schädel-Deformierung“. Leipzig 1881. – (Gemeinsam mit A. Schadenberg) „Album von Philippinen-Typen. Nord-Luzon. Negritos, Tingianen [etc.]“. Dresden 1891.

was diese armen Wilden vielleicht besitzen, antastete, da ich wusste, dass ich sie ebenso empfindlich verletzte, wenn sie den Raub bemerkten, wie es uns verletzen würde, die Gebeine unserer Anverwandten von Fremden ausgegraben, in Säcke gepackt und fortgeschleppt zu sehen. Ich suchte daher so heimlich und vorsichtig als möglich zu Werke zu gehen, was auch meiner eigenen Sicherheit wegen, um mich ihrer Rache nicht auszusetzen, geboten war, und die Gräber stets wieder in einen solchen Zustand zu bringen, dass äusserlich der Raub sich nicht leicht verrathen konnte. Allein von diesem Raube ganz abzustehen, konnte ich mich nicht entschliessen, da einerseits sich mir wohl nie mehr eine so günstige Gelegenheit geboten hätte, und andererseits bis jetzt ausser dem von de la Gironniere gebrachten Materiale Nichts, so viel ich weiss, nach Europa gekommen ist, das vollkommen sicher unvermischten Negritos angehörte, und ohne weiteres Material die interessante Frage nach der Verwandtschaft und Herkunft dieses isolirten Negerstammes nicht sachlich ventilirt werden kann.<sup>21</sup>

Meyers veröffentlichtes Bekenntnis klingt zwar nach dem verschämten Eingeständnis einer moralisch verwerflichen Tat. In Wahrheit aber bringt es nur allzu deutlich zum Ausdruck, dass dem szientistisch bornierten Forscherhirn nichts heilig war, wenn es ihm darum ging, im Wettbewerb um belastbare Daten bzw. beweiskräftige Materialien die Konkurrenz zu überbieten. Denn der im Bericht erwähnte Paul Proust de la Gironnière, der um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine Zuckerfabrik auf den Philippinen gegründet und einen Reisebericht veröffentlicht hatte, war es, der den französischen Rivalen der deutschen Anthropologen, Pierre Paul Broca, mit Schädelmaterial aus Luzón versorgte. Was Broca nutzte, um den deutschen Kollegen in der „Negritofrage“ Ignoranz vorzuwerfen, was wiederum Meyer aufstachelte usw. usw.

Skrupelloser Raub menschlicher Überbleibsel und ihr Verkauf an wissenschaftliche Institute gehörte zu den damals unter europäischen Fach- und Möchtegern-Anthropologen weit verbreiteten Formen des Brutalismus, was den Tätern beim Publikum der ‚zivilisierten‘ Welt sogar den Ruf wagemutiger Abenteurer einbringen konnte. Selbst der ansonsten so philanthropisch auftretende Alexander von Humboldt kannte keine Zurückhaltung vor Gewalt, wenn es darum ging, eine indianische Totenhöhle zu plündern, um „der Wissenschaft“ – hier seinem Lehrer Blumenbach – die Knochen verfügbar zu machen.<sup>22</sup> Hans Meyer, Namensvetter des Dresdener Meyer und selbsternannter Weltreisender, den Rizal in Leipzig kennengelernt hatte,

21 Meyer/Virchow 1878, 21

22 Siehe das Kapitel „Die Katakomben der Atures“ in: Humboldt 1992, 167 f.

brüstete sich offen mit der Schändung von Igorotgräbern.<sup>23</sup> Tatsächlich hatte dieser Meyer nebst anderen Knochen den von Virchow beschriebenen Igorot-Schädel nach Berlin expediert. Aber nicht nur das: Zur Beglaubigung seiner Grabräuberei veröffentlichte er Virchows craniometrische Expertise im Anhang seiner 1885 erschienenen populären „Plaudereien“ über seine zweijährige Weltreise.

Gewiss, es sind Irrwege, von denen ich hier berichte, die – so mag es scheinen – allenfalls für den Wissenschaftshistoriker interessant sind. Doch vor dem Hintergrund der im frühen 21. Jahrhundert – also just während ich diesen Satz schreibe – laufenden Auseinandersetzungen um die trüben Hinterlassenschaften des europäischen Kolonialismus ist der Indizienwert solcher historischen Narrative nicht gar so gering. A. B. Meyer war, als er die Negritogräber schändete, noch nicht im Amt eines Museumsdirektors. Seine Beute schickte er daher direkt an die Adresse der Berliner Kollegen – auch hier vorab zu Händen Rudolf Virchows.<sup>24</sup> Über diesen gelangten sie nach skrupulöser Vermessung sowohl in das von Adolf Bastian im Jahre 1873 mitgegründete *Königliche Museum für Völkerkunde* in Berlin als auch in das um die Jahrhundertwende von Virchow selbst eröffnete medizinhistorische Museum an der Charité. Meyer wiederum saß wenige Jahre nach seinen Auslandsreisen – wie gesagt – als Hofrat auf dem Direktionsposten des Dresdener Museums und baute dessen Sammlungen aus. Vor allem machte er sich einen Namen als Modernisierer der Ausstellungs- und Reproduktionstechnik, suchte die Sammlungsgegenstände zu kontextualisieren, um sie historisch lesbar zu machen und verschaffte dem Museum mit seinen Innovationen internationale Anerkennung.<sup>25</sup> Alle hier genannten Einrichtungen bergen tausende von Objekten – seien es Knochen, Artefakte oder einfache Ethnografica – deren verworrene oder dunkle Herkunftsgeschichten die Ethnologie zur selbstkritischen Reflexion ihrer ideologischen Voraussetzungen zwingen.

Rizal besuchte nicht nur Meyers Dresdener Ausstellungshaus. Er, der überall, wo er Station machte, sich neugierig in den verschiedenartigsten Museumswelten umsah, kannte gut die Sammlungen kolonialistischer Beutestücke aus seinen Besuchen im Anthropologischen Museum Madrid. In Berlin wanderte er durch die Wunderkammern des – wie Blumentritt sich aus-

23 Brief Rizals aus Leipzig an Blumentritt, 2. Oktober 1886. H. Meyer 1885, 269f.

24 A. B. Meyer (1878, 20) erwähnt zwar mehrmals die „Anthropologische Gesellschaft von Berlin“, meint aber Virchow, dessen Beschreibungen der Negritoschädel im Anhang der hier zitierten Veröffentlichung abgedruckt sind.

25 M. H. Petrou 2018

drückte – „von Bastian so wunderbar installierte[n] ethnogr. Museum[s]“,<sup>26</sup> dessen Inhalt 135 Jahre später mit viel kulturpolitischem Lärm in das in der Hauptstadtmittle auferstandene Alte Schloss (Abteilung „Humboldt-Forum“) umgebettet werden sollen. Rizals Vergleich zwischen den Museen in Madrid, Dresden und Berlin fiel zu Ungunsten der Spanier aus und veranlasste ihn zu dem Stoßseufzer: „Wenn alles zu Hause zerstört sein wird, müssen wir nach Deutschland [...] um die Museen zu besuchen, um die deutschen Bücher zu durchblättern; das ist traurig, aber es muss sein!“<sup>27</sup> Auf den ersten Blick scheint das zu Hans Meyers Bemerkung zu passen, die Igorot auf Luzon gingen wie jedes „Naturvolk, das mit der europäischen Kultur in plötzliche unmittelbare Berührung“ komme, unrettbar ihrem Untergang entgegen.<sup>28</sup> Doch bleibt die Frage offen, ob Rizal nicht weiter sah als der Europäer, der die „Naturvölker“ aus dem Kreis der „Kulturvölker“ ausschloss und sich zugleich auf barbarische Weise an ihren Reliquien vergriff. Ob Rizal – das will ich damit andeuten – in der Zerstörung nicht den Preis erkannte, den ein Volk zu zahlen hat, das sich auf den Fortschrittsweg in die (europäische) Moderne begibt? *Ja, das ist traurig, aber es musste wohl sein!*

Wohl vertraten die Berliner Anthropologen – Bastian, Virchow, Jagor u. a. –, die Rizal während seines Aufenthalts in der Reichshauptstadt als Mitglied in ihren wissenschaftlichen Fachverein aufnahmen, eine strenge, szientistisch zu nennende Auffassung der Anthropologie und lehnten – anders als der Dresdener Meyer – den Darwinismus als spekulative Hypothese ab. Adolf Bastian, Gründervater der deutschen Ethnologie, war auf der Suche nach den psychischen Prinzipien einer transkulturellen Menschheitsordnung. Historische Herleitungen lehnte er zwar ab und kritisierte wohl auch den gewöhnlichen Eurozentrismus. Doch blieb auch er jenem dem Kolonialismus nahestehenden Vorurteil treu, nach dem die Mentalität aller außerhalb des westlichen Fortschritts existierenden Gesellschaften in einem „primitiven“ Zustand verharre.<sup>29</sup> Die deutschen Ethnologen/Antropologen arbeiteten allerdings nicht wie ihre englischen und französischen Kollegen einem Kolonialismus zu, der ein Bestandteil der imperialistischen Staatsdoktrin war. Denn vergleichsweise spät – im Frühjahr 1884 – wurde die erste deutsche Kolonie in Südwestafrika in Besitz genommen. Im selben Jahr forderte Bismarck die Spanier heraus, um dann nach jahrelangem Hin und Her die „Karolinen“ genannten Inselchen Mikronesiens zu annektieren. Für die

26 Epistolario Rizalino I, 208 f.: Brief Blumentritts vom 14. November 1886 an Rizal.

27 Im Brief an Blumentritt vom 13. April 1887 aus Berlin.

28 H. Meyer 1885, 546 f.

29 A. Bastian 1868, 3 f. Vgl. Koch/Mengel 2007, 118 ff.

viel früher einsetzende wissenschaftliche Erkundung fremder Völker und Kulturen an den Universitäten in Berlin, Hamburg, Leipzig und Dresden war das von Vorteil, da die Ethnologen die Grundlagen ihrer jungen Disziplin weitgehend unabhängig von politischem Erwartungsdruck entwickeln konnten. Und so boten die zugleich mit dem Fach entstehenden „Völkerkundemuseen“ keine Trophäensammlungen, sondern waren meist laborähnliche Einrichtungen, deren Ausstellungsobjekte eher nach anthropologischen bzw. kulturtheoretischen als nach propagandistischen Kriterien präsentiert wurden.<sup>30</sup> Vielleicht erklärt das auch die besondere Attraktion dieser Museen für Rizal, der als Mitglied der Berliner Fachgesellschaft diesen Einrichtungen von den Philippinen aus gelegentlich zuarbeitete.

Rudolf Virchow warb – nicht ohne polemische Spitzen gegen Kulturhistoriker und Evolutionisten – für ein streng naturwissenschaftlich fundiertes Weltbild und widmete sich mit Hingabe der Anwendung und Verfeinerung quantitativer und statistischer Untersuchungsmethoden. Neben den Schädelmessungen brachte er allerlei empirische Erhebungen auf den Weg, zu denen u. a. der Versuch gehörte, mit Hilfe induktiver Methoden die sog. Polymorphismus-Theorie unter Beweis zu stellen, nach der die „gemischten“ den „reinen Rassen“ in jeder Hinsicht überlegen seien. Auch wenn sich Virchow mit dieser Auffassung gegen die Verherrlichung sog. reiner Rassen aussprach, dem impliziten Wertungsmechanismus des Rassen-Deliriums konnte er nicht ganz entgehen. Anhand der flächendeckenden Befragung einer Population von ca. sieben Millionen deutschen Schulkindern sammelte er, um seine Hypothese zu untermauern, Daten über das Vorkommen und die Mischungsverhältnisse von Haut-, Augen- und Haarfarben und kam zu dem höchst trivialen Ergebnis, dass dieses „deutsch“ genannte Volk einem durch und durch melierten „Rassen“-Konkukt ähnele. So weit wie der mexikanische Intellektuelle José Vasconcelos wollte er noch nicht gehen, der, ausgehend von der *mestizaje*-Ideologie, die Menschheit auf dem Weg zu einem einzigen großen *Mixtum compositum* sah, dem er unsinnigerweise den Namen „*raza cósmica*“ gab.

Die Berliner verwendeten den Begriff der „Rasse“ vorwiegend in deskriptiver Funktion, etwa so wie man von wiedererkennbaren Mustern mit Blick auf die segmentären Gesellschaften sprach: territoriale Völker, Ethnien oder Stämme. Man war aber nicht ein und derselben Meinung: Virchow interessierte sich für Mischungen, während Bastian jeden „Rasse“-Typus als etwas Unveränderliches betrachtete. Festzuhalten ist vor allem ihre strikte Unterscheidung zwischen „Nation“ und „Rasse“. Denn wenig später werden diese

30 H. G. Penny 2002



Begriffe in der politisch virulenten Propaganda des extremistischen Rassismus à la Houston Stewart Chamberlain in einen Topf geworfen. Woraus die Völkischen dann ein giftiges Gebräu mit mörderischen Wirkungen destillieren werden.

Rizal selber hielt sich nicht blindlings an diesen oder jenen Sprachgebrauch, sondern diskutierte im Zusammenhang mit Übersetzungsfragen die ihm zweckmäßig erscheinenden Unterschiede und verwendete die Bezeichnung uneinheitlich. Am 30. Dezember 1886 schrieb er von Berlin aus an Blumentritt, „raza“ sei als Bezeichnung für bestimmte territoriale und physiognomisch distinkte „Völker“ tauglich (Kaukasier, Mongolen, Malayen, Negra), aber auch für „Völker, welche bedeutend groß sind“. Von „Nation“ sei „raza“ unbedingt zu unterscheiden: „Wir nennen nicht *Nationen* die Völker die nicht unabhängig sind, z. B. raza tagala, visaya etc. nicht aber *nación tagala, visaya*; im Gegentheil, [wir nennen sie] *raza* und [abweichend davon Spanien] *la nación española*.“ Diese lexikalisch-semanticen Erläuterungen entsprechen in etwa dem Sprachgebrauch der Berliner, heben aber den politischen Gehalt des Nationenbegriffs (Souveränität) hervor und zerdehnen das „Rasse“-Wort derart, dass es einem Synonym für „Volk“ gleicht. Rizal orientiert sich hier an Überlegungen, die der ihm zugetane katalanische Intellektuelle Francisco Pí y Margall vertreten und in einer umfangreichen Untersuchung über die Kriterien des nationalstaatlichen Föderalismus diskutiert hat.<sup>31</sup> Eigentlich hätte Rizal auf das „Rasse“-Wort ganz verzichten können, wären da nicht der damals gewöhnliche Sprachgebrauch und der elende Rassismus von Quiquiap & Co. gewesen. Doch weder hielt er sich streng an die von ihm erwähnten semantischen Unterschiede noch widerstand er der Versuchung, seinen Feinden stereotype Eigenschaften an den Kopf zu werfen, die aus dem Arsenal rassistischer Verunglimpfung stammten. Über die spanischen Mönche heißt es in einer seiner Reden:

Diese kurzsichtigen *Pygmäen*, die sich nur an die Gegenwart halten, darüber die Zukunft verfehlen und die Folgen nicht abschätzen. Sie benehmen sich wie rachitische, korrupte und gefährliche Gouvernanten, die jede echte Empfindung auslöschen wollen, auf dass die Herzen der Völker pervertiert werden.<sup>32</sup>

31 Das betrifft vor allem die Kapitel I („Los grandes y los pequeños pueblos“) und IX („El criterio de las razas“) in Pí y Margalls *Las Naciones* aus den Jahren 1873 bis 1887.

32 *Escritos políticos* 1961, 20: [...] esos miopes y pigmeos que, asegurando el presente, no alcanzan a ver el porvenir, no pesan las consecuencias; nodrizas raquíticas, corrompidas y corruptoras, que tienden a apagar todo sentimiento legítimo que, pervirtiendo el corazón de los

Das Verächtlichmachen der Mönche als „Pygmäen“ sieht dem zwar ziemlich ähnlich, was unbelehrbare Rassisten über die Negritos zu sagen pflegten. Allerdings gehören kurzsichtige Pygmäen, die wie rachitische Gouvernanten auftreten dann doch wohl eher zu den Zirkusnummern komischer Verwandlungskünstler.

Von Anthropologie ist bei Rizal selten die Rede. Doch wo er sie erwähnt, erscheint zumindest ihre Haut-und-Knochen-Variante in ironischem Licht. In *El Filibusterismo* legt der Erzähler der eitlen Figur eines Journalisten eine Vermutung in den Mund, die – trotz oder wegen ihres Widersinns – auf Arbeiten des französischen Arztes und Anthropologen Armand de Quatrefages de Bréau anspielt. Dieser hatte ein Buch mit dem Titel *L'Espèce humaine* (1877) veröffentlicht, in dem er die „weiße Rasse“ als Krone der Schöpfung verherrlichte. Auch widmete er sich wie viele seiner Kollegen in einer *Les Pygmées* (1887) überschriebenen Studie den Herkunftsrätseln der Negritos, machte sich aber mit dem Nachweis, die Preußen seien gar keine „Deutschen“, vielmehr slavo-finnischer Herkunft zum Narren.<sup>33</sup> In seiner ‚Beweisführung‘ lag ein von ihm vielleicht nicht mal beabsichtigter Seitenhieb, da seine wunderliche These einen Rivalen, nämlich den Preußen Virchow, aus der „deutschen“ Wissenschaft ausbürgerte.

Rizals Erzähler in *El Filibusterismo* hatte freilich mit solchen Feinheiten nichts am Hut. Im ersten Kapitel dieses Romans lässt er eine Figur erneut auftreten, die der Leser bereits in *Noli me tângere* als Kupplerin kennengelernt hat, eine mit einem spanischen Hochstapler verheiratete Philippinerin namens Doña Victorina, die mit allen Mitteln kosmetischer Zauberkünste und europäischer Mode-Accessoires versucht, die ihr ins Gesicht und auf den Leib geschriebene Herkunft auszulöschen.

Seit ihrem unseligen Hochzeitstag war ihr größter Wunsch, sich – selbst wenn es sträflicher Mittel bedurfte – zu europäisieren. Es gelang ihr mit einigem Geschick, sich so zu verwandeln, dass Quatrefages und Virchow zu diesem Zeitpunkt nicht einmal gemeinsam hätten herausfinden können, welcher der bekannten Rassen sie zuzuordnen ist.<sup>34</sup>

pueblos, siembran en ellos los gérmenes de las discordias para que se recoja más tarde el fruto, el anapelo, la muerte de las generaciones futuras.

33 *La race Prussienne*. Paris 1871

34 *El Filibusterismo* 1891, 4: Porque toda su aspiracion fué europeizarse, y desde el infausto día de su casamiento, gracias á tentativas criminales; ha conseguido poco á poco trasformarse de tal suerte que á la hora presente Quatrefages y Virchow juntos no sabrían clasificarla entre las razas conocidas.

Doña Victorina repräsentiert die besondere Spezies derer, die zwischen Sein und Schein nicht unterscheiden, weshalb die wissenschaftliche, auf Ordnung setzende Klassifizierung an ihr zuschanden wird. Mit seiner närrischen Beobachtung parodiert der Erzähler sowohl die schöne Kunst der Verstellung als auch die taxonomischen Künste der „Rassen“-Typisierung.

Auch blieb Rizal – wie ich vermute – der respektlose Umgang der europäischen Anthropologen mit den sterblichen Überresten der indigenen Inselbewohner nicht verborgen. Zu Beginn des Friedhofskapitels in *Noli me tângere* heißt es immerhin: „Wie die Historiker schreiben, haben die Ureinwohner der Philippinen ihre Vorfahren verehrt und vergöttlicht. Jetzt gilt das Gegenteil: Die Toten müssen sich den Lebenden anheimgeben.“<sup>35</sup> Warum? Na, um bei ihnen Schutz zu finden. Es gibt viele Arten, die Ruhe der Toten oder ihr Andenken zu schänden, worüber der Erzähler in diesem Kapitel mit einer zwischen Entsetzen und Sarkasmus schwankenden Stimme berichtet. Selbst die von den Europäern so sehr begehrten Schädel und Knochen kommen vor, freilich in Form eines vom Totengräber achtlos am Fuß des Friedhofskreuzes zusammengewürfelten Haufens.

Ob darin eine Anspielung auf den Schädelkult der Anthropologen steckt, darüber mag sich der Romanleser Gedanken machen. Die craniologischen ‚Einsichten‘ Virchows, so viel ist sicher, kannte Rizal aus der Lektüre verschiedener Veröffentlichungen, zu denen auch die Igorot-Studie Hans Meyers gehörte. Es wird ihn daher nicht überrascht haben, als er in Feced's (alias Quioquiaps) rassistischer Invektive auf die zungenbrecherische Terminologie der Virchowschen Schädelmesskunst stieß. Denn Feced zitierte geradezu mit Genuss aus einem der ins Spanische übersetzten Aufsätze des deutschen Anthropologen und schreckte auch vor solchen Ausdrücken wie „aplanamiento frontal, el prognatismo facial, la rudimentaria nariz, la desproporción entre el tronco y las extremidades inferiores, la estrechez torácica“ (*Stirnabflachung, Gesichtsprognathie, verkümmerte Nase, Missverhältnis zwischen Rumpf und unteren Extremitäten, thorakale Enge*) nicht zurück, um seine Leser von der „affenartigen“ Konstitution der Philippiner zu überzeugen.<sup>36</sup> Das animalische Äußere entsprach, wie Feced unter Hinweis auf die Vergeblichkeit der Bildungsanstrengungen behauptete, einem geradezu unheilbaren Mangel an Intelligenz.

35 *Noli me tângere* 1887, 55: Escriben los historiadores que los antiguos habitantes de Filipinas veneraban y deificaban á sus antepasados; ahora sucede lo contrario: los muertos tienen que encomendarse á los vivos.

36 Zit. nach L. Sánchez Gómez 1998, 315

## Fetisch Intelligenz

Mit dieser Behauptung bediente Feced ein verbreitetes rassistisches Stereotyp, das auch Rizal zu schaffen machte. Denn seinen ärgsten Feinden unter den Klerikern fiel nichts Besseres ein, als seine Intelligenz in Frage zu stellen und ihn als unverbesserlichen *indio* herabzuwürdigen.<sup>37</sup> Feced's plumpe Behauptung, die „farbigen Rassen“ seien aufgrund mangelnder Intelligenz nicht wert, dem Europäer die Hand zu reichen, machte seiner eigenen Intelligenz wenig Ehre. Selbst weniger engstirnige Europäer wie der italienische Universalhistoriker Cesare Cantù, dessen Schriften Rizal las und zitierte, waren der Meinung, die Geburt der Zivilisation habe sich allein in den Mittelmeergesellschaften, nicht aber in Asien vollziehen können. Diese Meinung, wie hier und da üblich, mit dem Zeitgeist zu entschuldigen, ist ein faules Argument. Mit Geist hat das wenig zu tun und ist leicht zu widerlegen. Ich zweifle nicht, dass es bereits vor Alexander von Humboldt Parteigänger eines universalistischen Zivilisationsbegriffs gab. Aber was Humboldt im ersten Band seines *Kosmos* schrieb, gehört zu den treffendsten Antworten auf das unter Kolonialisten verbreitete Rassen-Delirium:

Indem wir die Einheit des Menschengeschlechts behaupten, widerstreben wir auch jeder unerfreulichen Annahme von höheren und niederen Menschenrassen. Es gibt bildsamere, höhergebildete, durch geistige Kultur veredelte, aber keine edleren Volksstämme. Alle sind gleichmäßig zur Freiheit bestimmt.<sup>38</sup>

Rizal hat ähnliche Aussagen in Theodor Waitzens *Anthropologie der Naturvölker* finden können,<sup>39</sup> deren den Archipel betreffende Passagen er ins Tagalog übersetzen wollte. Nach Waitz ließ Humboldt einen „Civilisations“-Begriff gelten, der, unabhängig von exklusiven evolutionären oder rasse-spezifischen Voraussetzungen, die unterschiedlichsten Formen des Zusammenlebens umfasst. Diese Anerkennung kultureller Varietäten widersprach dem hierarchischen Denken derer, die zwischen entwickelten und primitiven Gesellschaften unterscheiden wollten. Zeitweilige Rückschläge, bemerkte Waitz mit Blick auf die Schattenseiten der „europäischen Civilisation“ süffisant,

37 Blumentritt hat diese Beschimpfungen in seiner dem *Noli*-Roman gewidmeten Besprechung zusammengetragen und als das „alte Ammenmärchen“ von der Überlegenheit der weißen über die farbigen „Rassen“ verspottet. Vgl. Rizal-Blumentritt Correspondence 1961, 557 f.

38 Alexander von Humboldt 1845, 385

39 T. Waitz 1859, 431

schlüsse das durchaus nicht aus. Theodor Waitz, der in seiner *Anthropologie* ideengeschichtliche mit völkerpsychologischen Konzepten verwob, bot dem lernbegierigen Leser freilich mehr als nur ethnografisch brauchbare Details. Denn die Waitz'sche *Anthropologie* ist reich an kultur- und zivilisationstheoretisch vorausschauenden Gedanken. So liege, wie Waitz überzeugt war, die Bestimmung der Menschheit – unabhängig von äußerlich wahrnehmbaren Unterschieden – in der allgemeinen Vervollkommnung des Zivilisationsprozesses.<sup>40</sup> Dieser evolutionär verfahrenende Prozess ist in seinen Augen eine intellektuelle Leistung, deren Erfolg freilich an materielle Voraussetzungen gebunden ist. „Civilisation“ – notiert er – ist etwas „Angebildetes, im Laufe der Culturgeschichte und durch Culturfortschritte selbst erst Erworbenes, das unter günstigen Umständen ebensowohl andern Völker hätte zu Theil werden können“.<sup>41</sup> Dieser anthropologischen These, die Zivilisierung auf Lernprozesse zurückführt, stimmte Rizal dankbar zu, um sie als Argument im Kampf gegen ein von seinen spanischen Gegnern unterstelltes, angeblich biologisch bedingtes Intelligenzdefizit der Philippiner einzusetzen.

Fortschritt durch Bildung – durch „geistige Kultur“ wie es bei Humboldt in Abgrenzung von religiöser Bildung heißt –, das war das, was Rizal unablässig anmahnte, wenn er die Zukunft der Philippinen beschwor. Sein Utopie-Essay enthält vielleicht die stärksten Aussagen zu diesem Thema, über das er brieflich mit Blumentritt diskutierte. Am 4. Juli 1895 schrieb er ihm aus Dapitan:

Was die *Beschränkung der Intelligenz nach Rassen* angeht, glaube ich wie Du – nachdem ich die Sache im Detail studiert habe – dass es sie nicht gibt. Und dennoch, mit der Intelligenz ist es wie mit dem Reichtum: Es gibt reiche Nationen und es gibt arme Nationen; es gibt reiche Individuen und es gibt arme Individuen. Der reiche Mann, der vorgibt, reich geboren zu sein, irrt: Er wurde so arm und nackt geboren wie der Sohn eines Sklaven. Tatsache ist, dass er das von seinen Eltern *angehäufte Vermögen (los bienes acumulados)* geerbt hat. Ich glaube daher, dass Intelligenz vererbt wird: Rassen, die unter gewissen Sonderbedingungen (*por ciertas condiciones especiales*) sich gezwungen sahen, mit dem Gehirn zu arbeiten, haben mehr davon entwickelt, dann haben sie es an ihre Nachkommen weitergegeben, die das wiederum fortsetzten usw. usw. Die europäischen Nationen sind reich, aber die *hiesigen* Nationen wären tollkühn, würden sie behaupten, sie seien reich geboren. Was sie dazu brauchen, das sind Jahrhunderte des Kampfes, kluge Pläne, Freiheit,

40 Waitz 1859, 480

41 Ebd. 432

Gesetze, Denker usw. Wer hat ihnen denn diese Reichtümer vermacht? Verdanken sich doch die intelligenten Rassen von heute einem lang anhaltenden Vererbungsprozess.<sup>42</sup>

Rizals Vererbungsthese hat nichts mit Biologie, sondern mit Akkumulation durch Lernprozesse zu tun. Er scheint mit dem Hinweis auf „*ciertas condiciones especiales*“ andeuten zu wollen, dass sich Intelligenz – ähnlich einem Überlebensmechanismus – in der Auseinandersetzung mit unvorteilhaften Lebensbedingungen weiterentwickelt. Die von ihm erwähnten Voraussetzungen sind komplex: Eine Triebfeder ist der Kampf gegen das Erziehungsmonopol der Ordenschulen; andere Triebfedern sind kluge Planungen, da sie das Ungefähr steuern können; wieder andere der Kampf für Recht und Freiheit und – nicht zuletzt – die den Denkern (*pensadores*) zugeschriebene Kraft, eben diesen Voraussetzungen auf den Grund zu gehen. Als Rizal in diesem Zusammenhang den „Reichtum“ Europas beschwor, hätte er sich selber als einen Gesegneten betrachten können, der von diesem „Erbe“ zehrte und zugleich in einer Weise davon Gebrauch machte, die solche Bewohner des Hauses Europa wie Pablo Feced tatsächlich als „Hohlköpfe“ von eben demselben Erbe ausschloss.

Er habe die Sache im Detail studiert, schreibt Rizal im zitierten Brief. Worauf bezieht sich diese stolze Behauptung? Eine einfache Antwort gibt es nicht, da Rizals Lektüren kaum überschaubar sind. Einige Autoren habe ich bereits genannt, die er gegen das Rassen-Delirium ins Feld führen konnte. Bemerkenswert ist jedenfalls die Nähe seiner Argumente zu den Überzeugungen Adolf Bastians in dieser Sache. Denn Bastian orientierte sich ähnlich wie Humboldt an der Idee, Einheit und Vielfalt in Beziehung zu setzen. Kurz gesagt: Die Menschheit erzeugt auf Basis ihrer mentalen Einheit – bedingt durch Zufälle, historische Wendungen, Austausch, willkürliche Aneignung usw. – eine fast unübersichtliche Vielfalt kultureller Formen – Lernprozesse eingeschlossen.

42 Cartas Blumentritt 1961, 877: Acerca de las *inteligencias limitadas en las razas*, después de estudiar detalladamente el asunto, creo como tú, que no las hay y las hay. Respecto á inteligencia, sucede lo que á la riqueza: hay naciones ricas y hay naciones pobres; hay individuos ricos y hay individuos pobres. El rico que pretenda haber nacido rico se equivoca: ha nacido tan pobre y tan desnudo como el hijo de un esclavo. Lo que hay es, que ha heredado los *bienes acumulados* por sus padres. Yo creo, pues, que la inteligencia se hereda: razas que por ciertas condiciones especiales se han visto obligadas á trabajar con el cerebro, lo han desarrollado más, luego lo han transmitido á sus descendientes, quienes después han continuado etc. etc. Las naciones europeas son ricas, pero las naciones *actuales* no pueden decir sin temeridad que han nacido ricas: han necesitado siglos de lucha, sabias combinaciones, libertad, leyes, pensadores etc. que les legaron estas riquezas. Las razas ahora inteligentes, lo son después de un largo proceso de herencia.

Ich möchte hier aber vor allem eine von Rizal in den Stand einer Autorität versetzte Person nennen, die – so scheint es – mit der akademischen Intelligenzdebatte nichts zu tun hatte. Die Rede ist von José Apolonio Burgos, dem philippinischen Säkularpriester, der am 17. Februar 1872 zusammen mit zwei seiner Kollegen auf dem Campo de Bagumbayan Manilas öffentlich garrotiert wurde. Rizal hat – woran ich hier nochmals erinnern möchte – dem Andenken dieser unschuldig hingerichteten Philippiner seinen Roman *El Filibusterismo* gewidmet und das in einem längeren Einleitungstext ausführlich begründet.<sup>43</sup> Wo immer Rizal den Namen Burgos erwähnte, ging es um die Verteidigung der Menschenwürde im Kampf gegen die spanische Kolonialgewalt. Burgos selbst hatte im Jahre 1864 den rassistischen Verleumdern der einheimischen Säkularpriester (heute auch Diözesanpriester genannt) den Kampf angesagt.<sup>44</sup> Hinter den Verleumdungen standen die spanischen, auf den Philippinen waltenden Ordenspriester, die mit Macht und Gewalt die einträglichen Pfarrstellen an sich brachten und die philippinischen Anwärter sei es aus dem Wettbewerb drängten, sei es aus den Pfarrämtern vertrieben. Da Burgos sich für die Philippinisierung des Amtsklerus einsetzte, war ihm daher die Feindschaft der spanischen Ordensleute sicher.

Im Frühjahr 1864 erschien in den Zeitungen *La Verdad* und *La Esperanza* eine Serie von Angriffen auf die philippinischen Priester, die mit den bekannten, bis zum Überdruß wiederholten rassistischen Sprüchen nicht sparten. Da hieß es unter anderem:

Der Filipino ist aufgrund seiner Natur, seines Charakters und aufgrund des Klimas bzw. seiner Rasse für hohe Positionen ungeeignet. Der Tagale ist, wie man sagt, ein ausgezeichneter Soldat, ein leidlicher Feldwebel, aber ein schlechter Unteroffizier und völlig unfähig, einen höheren Armeeposten zu bekleiden. Das gilt auch für den Filipino, der sich dem Altardienst widmet. Zwar führt er für gewöhnlich die in der Kirche anfallenden mechanischen Aufgaben gut aus, doch selbst als geweihter Priester kommt er darüber nicht hinaus.<sup>45</sup>

43 Siehe auch mein 14. Kapitel.

44 Die Säkularpriester unterstehen dem Bischof, die Ordenspriester dem Oberen des Konvents.

45 El Filipino por su índole, por su carácter, por influencia del clima o de raza no es bueno para desempeñar cargos elevados. Se dice vulgarmente que el tagalo es un excelente Soldado, un regular Cabo, un mal Sargento, no pudiendo de ningún modo desempeñar el cargo de Oficial por ser inepto para ello; pues de misma manera el Filipino que se consagra al servicio de los altares, suele ser un buen ejecutor en el desempeño de los cargos mecánicos de una Iglesia; pero nunca llega á sobresalir cuando se halla adornado con la investidura Sacerdotal. Zit. nach Schumacher 1972, 69.

Auf solche verleumderischen Angriffe antwortete Burgos mit einem umfangreichen, der spanischen Nation gewidmeten Appell, den er unter dem Titel *Manifiesto que a la noble nación Española dirigen los leales filipinos en defensa de su honra y fidelidad gravemente vulneradas por el periódico „La Verdad“ de Madrid*<sup>46</sup> in Umlauf brachte. Das Manifest richtete sich nicht nur gegen die rassistische Herabwürdigung, es brachte auch das geltende Kirchenrecht gegen die haltlosen Ansprüche der Mönchsorden in Stellung und berief sich zudem auf wissenschaftliche Erkenntnisse aus der deutschen Hirn- und Intelligenzforschung.

Doch nicht Burgos, sondern Rizal ist den rassistischen Stereotypisierungen mit *wissenschaftlichen* Argumenten entgegengetreten. Denn er hat, hält man sich an die Beweisführung des Rizalisten John Schumacher, gemeinsam mit einem Freund das Burgos-Manifest im Jahre 1889 noch einmal veröffentlicht, und zwar mit eigenen Ergänzungen, die den Ton verschärfen sollten.<sup>47</sup> Gründe für solche Interventionen gab es genug, zumal die Mönchsorden in den letzten Dezennien des 19. Jahrhunderts auf die wachsende Unzufriedenheit der einheimischen Bevölkerung mit zunehmender Repression antworteten. Von den Texten, die Rizal in das Manifest eingeschmuggelt hat, stammt einer der wichtigsten aus der Feder des oben bereits erwähnten Universalhistorikers Cesare Cantú, dessen monumentales Werk Rizal, wie es scheint, recht häufig zu Rate gezogen hat. Die von ihm ausgewählte Cantú-Stelle lautet:

Die Wissenschaft von Gall, der auf seine Weise den Materialismus weiterzuentwickeln suchte, beweist die Einheit unserer Spezies. Erst kürzlich hat Tidemann, als Ergebnis seiner ausgezeichneten Hirnforschungen herausgefunden, dass sich das Gehirn der Schwarzen nur geringfügig in seiner äußeren Struktur und auf keinen Fall in seiner inneren Struktur von unserem Gehirn unterscheidet; abgesehen davon, dass die Windungen zwar etwas mehr Symmetrie zeigen, ähnelt der Kopf ansonsten weniger dem eines Orang-Utans als den Köpfen der Europäer.<sup>48</sup>

46 „Aufruf der loyalen Philippiner an die noble spanische Nation zur Verteidigung ihrer Ehre und Treue, die von der Madrider Zeitung *La Verdad* schwer verletzt worden ist.“

47 Vgl. J. N. Schumacher 2006, dessen Untersuchungen ich an dieser Stelle weitgehend folge. Eine Kopie des unbearbeiteten Burgos-Originals ist bisher nicht aufgetaucht, obwohl es in Briefwechseln aus dem Jahr 1864 erwähnt wird.

48 La ciencia de Gall, que intentaron algunos practicar en apoyo del materialismo, prueba la unidad de nuestra especie. Hace muy poco que Tideman (Teichmann), de resultados de sus excelentes indagaciones sobre el cerebro, ha encontrado que el del negro se diferencia ligeramente del nuestro en su estructura exterior y de ningún modo en su estructura interna, y



Es ist klar, Rizal nutzt hier die Autorität wissenschaftlicher Erkenntnis als Waffe im Kampf gegen das rassistische Vorurteilkartell. Aus diesem Grund verschweigt er auch seine Quelle nicht, die damals weithin bekannte Universalgeschichte Cantús. Zupass kommt ihm, dass Cantú im Zitat zwei deutsche Anatomen erwähnt, von denen der eine, der Phrenologe Franz Joseph Gall schon zu Lebzeiten als eine Berühmtheit galt. Gall war, was die Craniologie betrifft, ein wackerer Vorläufer Virchows, ging aber zugleich – wie der Ethnologe Adolf Bastian – von einer durch keine „natürlichen“ Über- und Unterordnungen gestörten Einheit des Menschengeschlechts aus. Hinter dem im Cantú-Text erwähnten Namen „Tidemann“ vermutete Rizal den polnischen Anatomen Teichmann. Ein Irrtum, denn Cantú zitiert an der erwähnten Stelle nahezu wörtlich aus einer Studie des Heidelberger Anatomen und Physiologen Friedrich Tiedemann mit dem Titel *Das Hirn des Negers mit dem des Europäers und Orang-Outangs verglichen*. Tiedemann, der von 1816 bis 1849 an der Heidelberger Ruperto Carola forschte und lehrte, verbrachte viel Zeit mit der Volumenbestimmung tierischer und menschlicher Gehirne. In der genannten Studie hat er die Ergebnisse fein säuberlich in langen Listen verzeichnet und miteinander verglichen, um am Ende messerscharf zu schließen: „Das Hirn des Negers ist im Allgemeinen, oder im Durchschnitt, eben so groß als das der Europäer und anderer Menschen-Rassen.“<sup>49</sup> Damit war die närrische Suche nach physiologisch oder craniometrisch beweisbaren Intelligenzunterschieden erledigt und dem darauf aufbauenden „Rassen“-Geschwätz der Boden entzogen. Doch viel Erfolg war Tiedemanns Erkenntnis nicht beschieden. Nicht nur Laien wie der vernagelte Quioquiap hielten eisern am Überlegenheitswahn der „Weißen“ fest. Auch einem so angesehenen und einflussreichen Haut- und Knochenanthropologen wie dem französischen Arzt Pierre Paul Broca fiel es nicht schwer, seine angeblich empirischen Hirnstudien den alten rassistischen Stereotypen anzupassen, indem er einen bornierten Intelligenzbegriff zum Maß aller Dinge erklärte. Selbst der Dresdener Meyer glaubte, an der Schädelform abzulesen zu können, wes Geistes Kind die Angehörigen dieser oder jener „Rasse“ sind, da er die schon von Feced als angebliches Beweismittel erwähnte Prognathie – das Hervortreten der Zahnbögen aus der Gesichtsfäche – als sicheres Anzeichen angeborenen Intelligenzmangels deuten wollte.<sup>50</sup>

que aparte alguna disposición mas simétrica en las circunbalaciones (circunvoluciones), no se asemeja mas a la cabeza del orangutang que el de los europeos. Zit. nach J. N. Schumacher 2006, 178.

49 F. Tiedemann 1837, 63

50 Siehe die scharfe Kritik Stephen Jay Goulds an Broca in *The Mismeasure of Man*, 1981. – A. B. Meyer 1877, 216.

An die methodischen Irrtümer einer Wissenschaft zu erinnern, deren Vertreter ihre Intelligenz verausgabten, um Vorurteile als objektive Erkenntnisse zu bemänteln, ist keineswegs müßig. Denn die Folgen sind bekannt. Sie umfassen das ganze Spektrum menschenverachtender Ausgrenzung, von der Diskriminierung bis zum Exterminismus.<sup>51</sup> Ein missverständlicher Glaube an das angeblich wahrheitsfördernde Prinzip der unter laborähnlichen Bedingungen angewandten messenden und rechnenden Methode hat sich nicht zuletzt in der Haut- und Knochenanthropologie wie ein Denkverbot ausgewirkt. Erst mit der Wendung zur Kulturanthropologie, deren Gründungsgeschichte eng mit dem Namen Franz Boas – Heidelberger Student in den 1870er Jahren und Schüler des Ethnologen Bastian – verbunden ist, wird hermeneutischen Fragen, nämlich den Kommunikationsbedingungen zwischen Fremd- und Eigenkultur („Wir und Sie“) gebührende Aufmerksamkeit zuteil und Intelligenz als Interpretament eines komplexen, von kontingenten Bedingungen abhängigen Lernprozesses verstanden.<sup>52</sup>

Betrachtet man die oben zitierten, im 19. Jahrhundert entstandenen Texte unter dem Gesichtspunkt der in jener Zeit weit verbreiteten komparatistischen Forschungsmethoden, erscheint der von Rizals Erzähler in *Noli me tángere* beschworene „Dämon des Vergleichens“ (*el demonio de las comparaciones*) in einem ganz neuen, in einem das „Dämonische“ spukhaft verdunkelnden Licht. War die Vergleichung des Eigenen mit dem Fremden doch alles andere als unschuldig, da jenes die „Kulturvölker“ und dieses die „Naturvölker“ betreffen sollte. Was auf eine immer schon wertend entschiedene Gegenüberstellung hinauslaufen musste, nach der die Intelligenz des „Naturvolks“ bestenfalls der eines kleinen Kindes entspricht, dessen Zivilisierung von der Großmut der „fortgeschrittenen Kulturmenschen“ abhängt.<sup>53</sup> Einer solchen – wie ich das nennen möchte – schwarzen Pädagogik antwortet der

51 Francesca Melandri beschreibt im 18. Kapitel ihres Romans *Sangue giusto* mit dokumentarischer Präzision die anthropometrischen Prozeduren, mit denen rassistische Wissenschaftler sich an den Einwohnern der italienischen Kolonie Äthiopiens (Abessinien) vergingen.

52 Blumentritt diskutierte in einer Ausgabe von *La Solidaridad* aus dem Jahr 1895 einen Vortrag von Franz Boas mit dem Titel „Human Faculty as Determined by Race“. Zur aktuellen Intelligenz-Debatte vgl. James R. Flynn: *Are we getting smarter? Rising IQ in the Twenty-First Century*. Cambridge 2012. Diskutabel ist der sog. „Flynn-Effekt“, der eine messbare Steigerung des IQ auf die Verbesserung der die Sozialisation bedingenden Umweltfaktoren zurückführt: Bildung, Ernährung, Gesundheitsversorgung, Zugang zu Massenmedien usw.

53 Blumentritt kommentiert im Morga-Prolog (IXf.) die in Europa seit dem 18. Jahrhundert verbreitete „Liebe“ mancher Schriftsteller zu den sog. edlen Wilden wie folgt: „So stellen wir fest, dass diese Art Liebe (*cariño*) zu *Farbigen* im Grunde den Größenwahn der europäischer Rasse (*la locura de grandeza de la raza europea*) zum Ausdruck bringt. Denn ihre (irrig) Annahme war, dass – mit Ausnahme der weißen Rasse, der Chinesen und der Japaner – alle

Erzähler in *Noli me tângere* mit der Stimme jenes von den Spaniern getöteten Säkularpriesters José Apolonio Burgos, dessen Einspruch gegen rassistische Diskriminierung Rizal mit dem Cantú-Zitat verstärkt hat. Es ist kein Zufall, dass die gerade aus Europa in die philippinische Heimat zurückgekehrte Romanfigur des jungen Ibarra sich nur wenige Zeilen nach der Beschwörung des *demonio de las comparaciones* an Burgos' Rede erinnert:

Vergiss nicht [mahnte der Priester]: Das Wissen, auch wenn es zum Menschheitserbe gehört, wird nur denen zuteil, deren Herz dafür schlägt [...]. Ich habe versucht, euch zu vermitteln, was ich von meinen Lehrern empfangen habe; ich habe versucht, mein Wissen zu mehren, um es an die nächste Generation weiterzugeben. Du wirst dasselbe mit denen tun, die dir nachfolgen, nur dass du dein Wissen, da du in sehr reiche Länder gehst, verdreifachen kannst. [...] Jene [die Spanier] kommen hierher auf der Suche nach Gold. Geh du nun in ihr Land, um nach einem anderen Schatz zu suchen, nach dem Wissen, dessen wir bedürfen! Doch bedenke, nicht alles ist Gold, was glänzt.<sup>54</sup>

Im Frühjahr 1890 schreibt Rizal aus Brüssel – er arbeitet gerade mit Hochdruck an der Fortsetzung des *Noli*-Romans – an Marcelo del Pilar: „Sehr aufmerksam beobachte ich, was in unserem Land geschieht. Retten kann uns, so glaube ich, allein unsere Intelligenz, *materialiter vel idealiter sumptum* (im materiellen wie ideellen Sinn). An diesem Glauben halte ich immer noch fest.“<sup>55</sup>

anderen Nationen und Rassen der Welt entweder aus wilden, primitiven Menschen oder zumindest aus Menschen bestehen, denen die Vorsehung des Höchsten Wesens eine kindliche und beschränkte Intelligenz (*una inteligencia infantil y limitada*) verliehen hat.“

54 *Noli me tângere* 1887, 43: No olvides que si el saber es patrimonio de la humanidad, sólo lo heredan los que tienen corazón [...]. He procurado transmitirte lo que de mis maestros he recibido; el caudal aquél lo he procurado aumentar en lo que he podido y lo transmito a la generación que viene: tú harás lo mismo con la que te suceda y puedes triplicarlo, pues vas a muy ricos países. [...] Ellos vienen buscando oro, ¡id vosotros también a su país a buscar otro oro que nos hace falta! Recuerda, sin embargo, que no es oro todo lo que reluce.

55 Epistolario Rizalino III, 9: Estoy estudiando asiduamente los acontecimientos de nuestro país. Creo que nada podrá redimirnos más que la inteligencia, *materialiter vel idealiter sumptum*. Todavía persisto en esta creencia.

## Völkerschau oder Menschenzoo

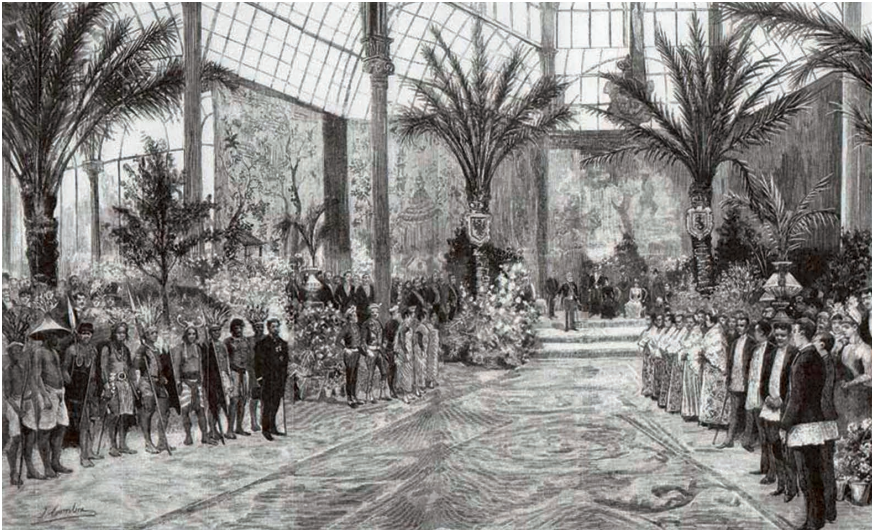
Ein Anlass für Feced's Pamphlet war – daran ist hier zu erinnern – die geplante Ausstellung der philippinischen Völker, die am 30. Juni 1887 in Madrids *Parque de el Retiro* eröffnet wurde. Feced sah in dieser Völkerschau noch vor ihrer Eröffnung ein gescheitertes Unternehmen, da weder die Spanier noch die dort zusammengepferchten „indios“ aus den von ihm genannten Gründen einander näher kommen können: „Sie und Wir“, das ist die Formel für einen unüberbrückbaren Abgrund zwischen den „Zivilisierten“ und den „Affenartigen“. Schau bleibt Schau, von gegenseitigem Erkennen keine Rede, eine Auffassung, denen die Ausstellungsmacher wahrscheinlich widersprochen hätten. Allein, es ist eine ganz andere Frage, ob ihre Inszenierung nicht gerade bestätigte, was Feced vorwegnahm. Rizals Zorn war ihm und ihnen jedenfalls sicher. Auch er hatte bereits im Jahre 1886 von den Ausstellungsplänen gehört und offenbar gemeinsam mit dem Kreolen Evaristo Aguirre versucht, Einfluss auf die Vorbereitungen zu nehmen.<sup>56</sup>

Werfen wir, bevor Rizal zu Wort kommt, einen Blick auf die Ausstellung und ihre politischen Ziele. Auskunft geben zwei aussagekräftige, 130 Jahre auseinanderliegende und dennoch zusammengehörige Dokumente: Erstens das im Eröffnungsjahr 1887 veröffentlichte Begleitbuch, erschienen in *El Globo*, einem illustrierten Periodikum, das sich über viele Jahre der volknahen Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse, nicht zuletzt über fremde Völker und Sitten, gewidmet hat; zweitens das mit Fotos aus dem Jahr 1887 bebilderte Programm einer im Jahr 2017 im alten *Museo Nacional de Antropología* in Madrid präsentierten Ausstellung mit dem Titel „Imágenes de una exposición. Filipinas en el Parque de el Retiro en 1887“ (*Bilder einer Ausstellung. Die Philippinen im Parque de el Retiro im Jahre 1887*).<sup>57</sup>

So genannte Völkerschauen gehörten zu den im 19. Jahrhundert begehrten Vorführungen fremder, vorab exotischer Lebensformen in Europas Metropolen. Häufig waren sie Bestandteil einer Weltausstellung, wurden aber auch von privaten Unternehmen der Unterhaltungsindustrie als gewinnversprechende Attraktionen vermarktet. Indigene Angehörige aus den eigenen Kolonien und deren Lebensumstände waren die bevorzugten Schaustücke.

56 Vgl. Aguirres Briefe vom 24. Oktober 1886 und 31. Januar 1887 in *Epistolario Rizalino I*, 203 ff. und 221 ff.

57 Das Begleitbuch: *Exposición de Filipinas*. Colección de artículos, publicados en EL GLOBO. Diario ilustrado, político, científico y literario. Madrid 1887. Programm & Beschreibung der Ausstellung aus dem Jahr 2017: [http://galeondemania.org/images/stories/Museo\\_Antrop\\_Expo\\_1887/folleto\\_expo\\_filipinas\\_1887.pdf](http://galeondemania.org/images/stories/Museo_Antrop_Expo_1887/folleto_expo_filipinas_1887.pdf)



**Abb. 15** Eröffnung der Philippinen-Schau in Madrid am 30. Juni 1887

Großer Aufwand wurde betrieben, um diese „Naturvölker“ mitsamt ihren Hütten, ihren Ritualen, ihrem Vieh und den alltäglichen Gerätschaften in Auswahl nach Europa zu schaffen. Der weiße Angehörige des europäischen „Kulturvolks“ konnte sich dann in solchen Schauen Aug in Auge mit dem farbigen „Primitiven“ vergleichen und seiner zivilisatorischen Überlegenheit versichern. Die von Feced verwendete Formel „Sie und Wir“ wurde bei Gelegenheit solcher Völkerschauen gleichsam zum lebenden Beweis für den sei es unüberbrückbaren, sei es pädagogisch zu überwindenden Abstand zwischen der großartigen „weißen Rasse“ und den inferioren „farbigen Rassen“.

Die Madrider Ausstellung von 1887 ging vom Staat aus. Verantwortlich war der für die Überseekolonien zuständige Minister, der seinerseits auf die tatkräftige Unterstützung der klerikalen und bürokratischen Helfershelfer auf den Philippinen angewiesen war. Politisch gesehen ging es der Regierung um eine Demonstration ihrer auswärtigen, will sagen, kolonialen Macht, die in Wahrheit zu diesem Zeitpunkt bereits erheblich geschwächt war. Es ist nicht auszuschließen, dass auch die Befürchtung eine Rolle spielte, Deutschland stehe quasi Gewehr bei Fuß, um sich den Archipel einzuverleiben. Denn die akute Carolinenkrise, die ich an anderer Stelle etwas genauer betrachten werde, lag noch nicht lange zurück und hatte für beide Seiten bis dahin keine befriedigende Lösung gefunden.

Die Machtdemonstration ließ sich der Staat etwas kosten. Der erhabenen glänzenden, nach britischem Vorbild errichtete Kristallpalast im *Retiro* ist

ebenso als Denkmal der Kolonialpolitik bis heute erhalten wie die umfangreiche dokumentarische Fotosammlung, die 2017 im Madrider Anthropologischen Museum präsentiert wurde. Auf einem der dort gezeigten Fotos war auch die Installation einer Schädelausstellung zu erkennen, kombiniert mit steckbriefähnlichen Porträtaufnahmen ausgewählter Inselbewohner, denen irgendein Craniologe des 19. Jahrhunderts die Eigenschaften von „Rasse“-Typen zugeschrieben hatte. Wie jede Völkerschau wollte auch die Ausstellung von 1887 dem spanischen Bürgertum etwas sinnlich nahe bringen, das in weiter Ferne lag und sich nur über unzuverlässige Berichte in Zeitungen und Journalen der allgemeinen Aufmerksamkeit empfohlen hatte. Worauf die Ausstellung Wert legte, hat der Prolog des Begleitbuches dem Publikum wortreich auseinandergesetzt:

Das Interessanteste an der Philippinen-Ausstellung ist all das, was sich auf die Menschheit und auf ihre Familienvielfalt bezieht. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist nichts so aufschlussreich und lehrreich wie die Exemplare, die sich Ihren Blicken darbieten werden. Nicht finden werden Sie hier den alten Arier vom Anbeginn jener lateinisch-hellenischen Rasse, deren Geist die Erde so glänzend erleuchtet; nicht die in ewiger Kindheit befangene Urfamilie unserer Ahnen, die der Kultur zum Nachteil der Nachkommen für Jahrhunderte leider sehr fern blieb. Aber finden werden Sie hier den Malaien von gelblicher Hautfarbe, der von seinem betrüblichen Niedergang [unter britischem Kolonialdiktat] überrascht zu sein scheint; den Mestizen der malaiischen und chinesischen Rasse mit seinen physiognomischen und charakterlichen Widersprüchen; den Moro Joloano, der seiner Kriegs- und Kampfkunst große Macht verdankt [...]; den Schwarzen (*el negro*), dessen Hautfarbe sich dank Sippenkreuzung ins Rötliche zieht; den dunklen Caroliner mit seidigem Bart [...]; den starken und fruchtbaren Igorot [Hochlandbewohner], der alle Charakteristika der kriegerischen Rassen in seinen sehnigen Armen und blitzenden Augen vereint; die philippinische Schnupftabaksdose, umhüllt von einer Art Wabe aus glänzender Seide [...], die an ein ägyptisches Futteral erinnert. All das [ist hier zu finden], was an die Menschheit in ihren verschiedenen Ausprägungen erinnert, nicht nur an Polynesien, aus dem ein Teil dieser [Völker] kommt oder an die Inselwelten, die wir im unermesslichen Pazifik entdeckt haben, sondern auch an Indien, das prächtige, farbenfrohe, heiße, lebhaft, duftende Indien [...].<sup>58</sup>

58 *Exposición de Filipinas 1887*, 8: Lo que mas interesa en la Exposicion filipina, es todo aquello que se relaciona con la humanidad y con sus diversas familias. Bajo este aspecto nada tan revelador e instructivo como los ejemplares que van pasando a vuestra vista. No halla-

Ganz im Einklang mit den Absichten anderer konventioneller Völkerschauen sucht dieser Text die Neugier des Publikums zu wecken, indem er Vielfalt verspricht. Zwar stehen die Philippinen im Mittelpunkt, aber erinnert wird auch an das, was die Ausstellung nicht zeigt: an die prähistorischen Iberer und an das kulturelle Erbe der klassischen Antike. Warum auch nicht? Schließlich hat der Spanier in der Ausstellung die Gelegenheit, festzustellen, wie weit er es im Vergleich mit den „Naturvölkern“ gebracht hat.

Der Einladungstext schließt nicht nur naheliegende Nachbarinseln des philippinischen Archipels ein (Marianen und Carolinen), sondern greift sogar noch nach jenem legendären Glanz Indiens, der einst die alten Seefahrer auf die Weltmeere lockte. Vielfalt – muss man hinzufügen – war zweifellos auch ein Merkmal der auf dem philippinischen Archipel lebenden Völker, so dass die etwas kursorische Aufzählung einiger dort heimischer Volksgruppen durchaus begründet erscheint. Die hinzugefügten Attribute – z.B. Hautfarben, Körper- und Zeugungskraft, Barttracht und kriegerische Attitüde – reduzieren freilich die im Menschenzoo Vorgeführten auf „Rassen“-Merkmale und auf ihre angeblich aufreizende Leiblichkeit. Die ihnen zugeschriebene vorzivilisatorische ‚Wildheit‘ (*salvajismo*) wurde offenbar als besonders anziehend betrachtet. Vor dem Hintergrund einer solchen Verdinglichungsrhetorik stört es daher auch nicht, wenn die Aufzählung menschlicher „Exemplare“ ohne Übergang in die Beschreibung einer Schnupftabaksdose mündet.

Die Völkerschau zeigt das, was der Europäer vom Exotischen erwartet oder worin er glaubt, eine Kindheitsstufe der Evolution zu erblicken, die er längst hinter sich gelassen hat: farbige Menschen in frierender Nacktheit tanzend, zum Schein ein Stückchen Land beackernd, Pfeil und Bogen schnitzend, Zigarren rollend oder am Feuer sitzend, vor der palmengeschmückten Kulisse einer frisch angelegten Gartenlandschaft, in deren flachen Tümpeln Wasserbüffel herumstaksen. Dass sich die versprochene Völkervielfalt auf

reis al viejo aria, en quien empieza la raza heleno latina, cuyo espíritu esclarecerá la tierra con sus esplendores; no hallareis la familia madre de nuestros padres, que permaneciera en eterna infancia, muy distante por desgracia de la cultura por su hijos allegada en sucesivos siglos; mas el malayo de amarilla color, que parece como sorprendido por su triste decadencia; el mestizo de raza malaya y china con facciones y naturalezas contradictorias; el moro joloano, a quien ha dado su liturgia de guerra y de combate una fuerza superior [...]; el negro, que tira por cruzamiento de familias a piel roja; el carolino de matiz oscuro y barba sedosa [...]; el igorroto, robusto y fecundo que lleva todas las senales características de las razas belicas en sus nervudos brazos y en sus relampagueantes ojos; la tabaquera filipina, envuelta en una especie de panal cortado en seda luciente y cenido al cuerpo de un modo que recuerda el envoltorio de las egipcias; todos ellos que recuerdan a una en sus varias actitudes, no solamente la Polynesia de donde provienen ahora en parte, y los Archipiélagos por nosotros descubiertos en el inmenso Pacífico, sino la India, espléndida, multicolor, calurosísima, vivaz, aromosa [...].

zwei indigene Volksgruppen (Igorot, Negritos) der Philippinen beschränkte, die um je zwei Personen von den Marianen und Carolinen ergänzt wurden, hat die Besucher offenbar nicht enttäuscht. Zu den vorgeführten Inselbewohnern gehörten 8 Igorot, mehrere Negritos aus den Cordilleren Luzons, 8 Moros von der Insel Jolo und 24 Filipinos verschiedener Herkunft. Die Auswahl war so willkürlich wie die Bezeichnung der Schnupftabaksdose als „philippinisches“, gleichwohl „ägyptisch“ wirkendes Schmuckstück.

Dem Beschreibungstext ist anzumerken, dass sein Autor Mühe hatte, in dem, was er wahrnahm, einen Zusammenhang zu erkennen. Ein Zufall war das nicht, denn es entsprach genau dem Illusionstheater, das in den Völkerschauen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts gang und gäbe war: Die für den Zweck der Ausstellung in der Kolonie akquirierten Menschen und Dinge holten die Verantwortlichen, also die Kolonialverwalter, häufig mit Zwang aus diesem oder jenem Winkel der Kolonie. Erstes Auswahlkriterium war nicht der ökonomische Fortschritt, sondern das Phantasma des kulturell Fremden. Je exotischer die auszustellenden „Exemplare“, desto größer die Attraktion für das städtische Publikum. In Madrid waren es die „Naturvölker“ der Igorot und Negrito, die dieser Aufgabe gerecht werden mussten. Beide Völker lebten vor allem in den Bergen Nord-Luzons; die Negritos galten – was Blumentritt in seinem *Versuch einer Ethnographie der Philippinen* hervorhob – als Ureinwohner, die Igorot als freiheitsliebende Kopffäger.<sup>59</sup>

Feceds Ablehnung einer *Exposición de Filipinas* richtete sich nicht gegen die Pläne der Ausstellungsmacher. Er war grundsätzlich dagegen, weil er jede wie immer geartete Annäherung zwischen Philippinern und Spaniern ablehnte. Ironischerweise stand er, wenn auch aus anderen Gründen, mit seiner negativen Haltung an der Seite der philippinischen *ilustrados*. López Jaena kritisierte die Völkerschau in mehreren in *El Liberal* veröffentlichten Artikeln, nicht zuletzt wegen der Aufenthaltsbedingungen, die der Gesundheit der halbnackten Indigenen nicht zuträglich waren. Krankheiten machten ihnen zu schaffen und es kam zu Todesfällen. Rizal, unterwegs in Deutschland und der Schweiz, hielt sich anhand der neuesten Zeitungsberichte und der Briefe, die ihn aus Madrid erreichten, auf dem Laufenden. Am 22. November 1886, also Monate vor Ausstellungseröffnung, schrieb er aus Berlin an Blumentritt:

Meinen Nachrichten und den spanischen Zeitungen nach, ist es keine Ausstellung von den Philippinen, sondern nur von Igorroten, die Musik spielen werden, Küche machen, singen und tanzen. Aber ich fürchte mich ob den

59 W. H. Scott 1972



armen Leuten: sie sollen in dem Madrider zoologischen Garten sich ausstellen, mit ihren [leichten] Kleidern. Sie werden eine [...] Lungenentzündung bekommen, da diese die häufige Krankheit in Madrid ist.<sup>60</sup>

Als die spanischen Zeitungen sich über die „primitive“ Physiognomie der im Menschenzoo Vorgeführten lustig machten, antworteten Aguirre und López Jaena mit scharfer Polemik.<sup>61</sup> Es ist bemerkenswert, dass sie, die zu Hause ihren indigenen Landsleuten mit ähnlichen Vorurteilen wie die Spanier begegneten, sich in der Ausnahmesituation auf die Seite der Erniedrigten stellten, eine erste Regung des *sentimiento nacional*.<sup>62</sup> Man kann das als Bestätigung der von Rizal vertretenen These deuten, menschenverachtende Repression könne unter bestimmten Umständen jenen Gegendruck erzeugen, der den Kern solidarischen Widerstands bildet. Ob das in diesem Fall zutraf, ist allerdings fraglich, da die *ilustrados* die Repräsentation ihrer Inselwelt in Gestalt der ‚wilden‘ Indigenen als Beleidigung empfinden mussten und – wenn sie die Ausstellung besuchten – zwiespältige oder ablehnende Gefühle zum Ausdruck brachten.

Rizal ließ sich nicht täuschen; in seinen Augen galt die Ausstellung den unter paternalistischen Gesten verborgenen Ausbeutungsinteressen der Kolonialherren. Allenfalls befriedigten sie den Exotismus der Europäer bzw. das, was Aguirre despektierlich „die Neugier der diesseits der Pyrenäen [lebenden] Kaffern (*cafres*)“ genannt hatte.<sup>63</sup> Rizal plädierte für eine andere, für eine avancierte Art der Schau, die er, mit Blick auf eine in den Metropolen des Westens seit Mitte des 19. Jahrhunderts beliebte Institution, „Industrie-Ausstellung“ nannte; eine Repräsentationsform, in deren Rahmen – wie er vorschlug – traditionelle einheimische Gewerbe (z.B. Weber und Töpfer) in ungezwungener Weise ihr Können zeigen.<sup>64</sup> Als ein weithin gerühmtes,

60 Rizals Informationen waren dürftig, da die Ausstellung durchaus mehr zu bieten hatte, aber die Lungenentzündung forderte tatsächlich ihre Opfer. Die von ihm erwähnten Tänze der Igorot gehören heute noch zu den Attraktionen philippinischer Volksfeste und ritueller Wettbewerbe.

61 Vgl. die Zusammenfassung des Geschehens bei J. N. Schumacher 1973, 65 ff.

62 In seiner Negritos-Studie bemerkt A. B. Meyer (1878, 23): Die Tagalen betrachteten „die Negritos wie die katholischen Priester es sie lehren (da deren Künste an diesen Wilden scheitern), gar nicht als Menschen, sondern – aber mit großem Unrechte – als eine Art Affen.“

63 Epistolario Rizalino I, 204: !Vaya! y ahora se entera V. del proyecto de exposicion filipino-salvajistica que en la proxima primavera ha de abrirse a la curiosidad de los cafres de aqueude los Pirineos?

64 In einem Brief vom 19. Juni 1887 an Blumentritt schreibt er: „Eine Industrie-Ausstellung wollen wir, aber keine menschliche Ausstellung und die Mitteilnehmer dürfen nicht gezwungen werden [...]“.

vielfach imitiertes Beispiel galt die Londoner Weltausstellung von 1851, bei deren Gelegenheit eben jener Glaspalast errichtet wurde, dessen Konstruktion die Spanier 35 Jahre später kopierten, um ein ähnliches Glanzstück ins Zentrum ihrer Philippinen-Schau zu setzen.

Die Londoner, von der Presse „Crystal Palace“ getaufte Ausstellungshalle von 1851 war ein besonders eindrucksvolles, zudem begehbare Symbol des westlichen industriell-technischen Fortschritts. Es war daher nur folgerichtig, dass dieses architektonische Wunder – „this novel idea of our progressive era“<sup>65</sup> – andernorts nachgebaut und im Jahre 1853, anlässlich der *New Yorker Exhibition of the Industry of All Nations*, an Umfang und Größe noch übertroffen wurde. Diese architektonische Innovation profitierte vor allem von der Herstellung großer Eisenguss- und Glasmodule, die sich relativ schnell ineinanderfügen und wieder demontieren ließen. Das Gebäude konnte auf diese Weise, wie groß auch immer es dimensioniert wurde, zerlegt, transportiert und raumsparend gelagert werden; eine Baukastentechnik, die sich, ganz verschiedene Materialien einbeziehend, bis heute bewährt hat. Außerdem hob der transparente lichtdurchlässige Bau noch die schwerfälligste der ausgestellten, mit glänzendem Messing und Stahl beschlagenen Maschinen ins Licht, so dass der „Palast“ und die Ausstellungsgegenstände blendende Effekte hervorbrachten. Dekor und Ornament folgten stilistisch – das Paradox nicht scheuend – den Schmuckelementen jener neogotischen, auch „Victorian Gothic“ genannten Sakralarchitektur, deren Verzierungen an zahlreichen, bis heute erhaltenen öffentlichen Gebäuden aus dieser Zeit zu finden sind. Vermutlich hat das jenes hypertrophe Gefühl der Erhabenheit stimuliert, das sich in Versen niedergeschlagen hat, die der amerikanische Poet Walt Whitman dem New Yorker „Crystal Palace“ in einem feierlichen, *Song of the Exposition* genannten Epos gewidmet hat. An entscheidender Stelle (Verse 82 ff.) heißt es da:

Mächtiger als die Gräber Ägyptens,  
schöner als die Tempel Griechenlands und Roms,  
stolzer als der majestätische, turmreiche Dom von Mailand,  
malerischer als die Bergfriede an rheinischen Ufern,  
planen wir, eben jetzt, über all das weit hinaus zu gehen  
mit deiner großen Kathedrale, heilige Industrie; kein Grab ist's,  
sondern ein Gefäß für's Leben, für praktische Erfindungen.  
[...]

65 Carstensen/Gildemeister 1854, 10

Rundum ein Palast, erhabener, schöner, reicher als jeder andere,  
 ein modernes Weltwunder, größer als die bekannten Sieben Wunder,  
 Glas- und Eisenfassaden, hoch hinaus aufsteigend Rang für Rang.<sup>66</sup>

Whitmans Sakralisierung der industriell-technischen Innovationen galt letztenendes der in den Gesellschaften des Westens damals rasant wachsenden Produktivität. Nicht von ungefähr fand die Industrieausstellung hinter den Fenstern eines übergroßen Gewächshauses Platz. Zugleich meldet in Whitmans Text sich der Stolz über eine alle Erwartungen sprengende Wertschöpfung zu Wort, die den gefeierten Innovationen zu verdanken war. Doch warum ist das hier, wo es um den Kolonialismus und seine Folgen geht, überhaupt von Belang? Die Antwort liegt in dem, was der Poet verschweigt und der schöne Schein des Industriepalasts verdunkelt: sowohl in der Extraktion der Rohstoffe als auch in der kolonialistischen Ausbeutung der Arbeitskräfte in den außereuropäischen Ländern. Ein langfristig nachwirkendes Ungleichgewicht ist auf diese Weise entstanden, das – hält man sich an die Analysen zeitgenössischer Soziologen – bis heute die sozioökonomischen Strukturen und Lebensbedingungen in den postkolonialen Gesellschaften strapaziert: Dort, in den ehemaligen Kolonien, werden nach wie vor mit den Händen unterbezahlter Arbeiter die Rohstoffe abgebaut, die in den technisch hochgerüsteten Industrie- und Dienstleistungsgesellschaften des Westens jener Transformation unterzogen werden, die den Ausbau einer für die beteiligten Unternehmen profitablen Wertschöpfungskette ermöglicht, an deren Ende das veredelte Produkt als Ware in die Hände der Konsumenten gelangt.

Der Glaspalast im Madrider Ausstellungsgelände von 1887 zeigte freilich etwas anderes. Er präsentierte nicht die europäische Maschinenindustrie, sondern neben den in den Kolonien vorhandenen und nach Maßgabe europäischer Wissensordnungen sortierten Ausstellungsobjekten auch die Institutionen der Kolonialherrschaft. Der folgende Ausstellungsgrundriss macht das deutlich:

- *Naturaleza de los territorios españoles en la Oceanía* (Die Natur in den spanischen Gebieten Ozeaniens)

66 Mightier than Egypt's tombs, / Fairer than Grecia's, Roma's temples / Prouder than Milan's statued, spired Cathedral, / More picturesque than Rhenish castle-keeps, / We plan, even now, to raise, beyond them all, / Thy great Cathedral, sacred Industry – no tomb, / A Keep for life for practical Invention. [...]

Around a Palace, / Loftier, fairer, ampler than any yet, / Earth's modern Wonder, History's Seven outstripping, / High rising tier on tier, with glass and iron façades. Zit. nach <https://www.bartleby.com/142/245.html> [abgerufen 29. 12. 2018]; meine Übersetzung, D. H.

- *Población* (Bevölkerung der Kolonie)
- *Ejército é Institutos armados auxiliares de la Administración* (Armee und bewaffnete Hilfsinstitute der Kolonialverwaltung)
- *Marina de guerra* (Kriegsmarine)
- *Geografía botánica del Archipiélago, su flora, la forestal y su fauna* (Botanische Geographie des Archipels, seiner Flora, des Waldes und seiner Fauna)
- *Agricultura, horticultura y riqueza pecuaria* (Landwirtschaft, Gartenbau und Viehbestand)
- *Industria, Movimiento comercial, Tráfico* (Industrie, Handel, Verkehr)
- *Cultura general: Instrucción pública, Ciencias y Artes* (Allgemeine Kultur: Öffentliche Schulen, Wissenschaften und Künste)

Darüber hinaus gaben sich die Ausstellungsmacher große Mühe, die Philippinen – ein relativ kleiner Teil ihres bis dahin noch erhaltenen, aber miserabel verwalteten Kolonialbesitzes – in bestes Licht zu rücken: Missionare ließen sich als fleißige Arbeiter des Herrn im fremden, von angeblich schwer erziehbaren Einheimischen bewohnten Land feiern; spanisch-philippinische Philippinenkenner und echte philippinische Künstler gaben der Ausstellung etwas Glanz; die ausgestellten „Gäste“ durften zwar nicht Madrid besuchen, wurden aber zur königlichen Audienz geladen. Und sogar Blumentritt wurde zu seiner Freude mit einer Goldmedaille bedacht, als es um die Lobpreisung internationaler, dem Archipel gewidmeter Leistungen ging.<sup>67</sup> Rizal meinte grämlich, Blumentritt habe sich dagegen nicht wehren können, da man ihn mit einem *fait accompli* überrascht habe. Selbst die im Begleitbuch des *Globo* an den Überseeminister gerichtete Mahnung, endlich die seit langem versprochenen Reformen durchzusetzen, die Spanien der „*civilización filipina*“ schulde, hat Rizals Trauer und Zorn nicht besänftigen können.<sup>68</sup> Mit Recht, wie mir scheint. Denn das Bild, das die Völkerschauen erzeugten, und die in Madrid machte da keine Ausnahme, schmeichelte dem Kolonialherrn, nicht aber denen, die wie Schauspieler auf einer ihnen unbekanntem Bühne ihre eigene Lebenswelt darstellen sollten. Spaniens Bürgertum konnte in der Ausstellung so gut wie nichts von dem wahrnehmen, was zu der großen

67 Vgl. Blumentritts Brief vom 18. Oktober 1887 an Rizal, in: Epistolario Rizalino I, 308.

68 Von Genf aus schrieb er am 6. Juni 1887 an Blumentritt und bezog sich noch einmal auf die Ausstellung: „Wenn ich an diese Sachen denke, rufe ich aus: Ich bin erfreut dass ich Europa verlasse! Ich sagen Ihnen, mein teurer Freund, mein Herz ist sehr betrübt, ich möchte weinen. Ich glaube wir haben schon alles Recht zu unserer Seite, und wir sind nicht mehr verpflichtet gegen Spanien dankbar zu bleiben.“

kulturellen und geografischen Vielfalt des Archipels und zu seiner Eroberungsgeschichte gehörte. *Nach* 1887 aber konnte jeder, der die Ausstellung und die relativ große Gruppe der halbnackten Hochlandbewohner, die Igorot, gesehen hatte, sich einreden, die Zivilisation ‚dort draußen‘ sei eigentlich nicht so recht vorangekommen. Das war Wasser auf die Mühlen von Feceds „Ellos y Nosotros“ und zugleich eine schwere Kränkung des stolzen *ilustrado*-Bewusstseins der philippinischen Intelligenz.

Eine Abschweifung sei an dieser Stelle erlaubt, die zeigen mag, wie schwierig, ja vielleicht sogar unmöglich es war, die rassistische Ungleichheitsgrenze zu überwinden, die Rizals Zeitgenosse, der afroamerikanische Soziologe W. E. B. Du Bois „color-line“ nannte.<sup>69</sup> 1904 öffnete die Weltausstellung in St. Louis, Bundesstaat Missouri, ihre pompösen Pforten. Eine Gelegenheit für die amerikanische Regierung, ihre größte Kolonie – die Philippinen – der Welt vorzustellen. Die philippinischen Eliten, die auf den Inseln mit ihren neuen Kolonialherren zusammenarbeiten mussten, erinnerten sich bei dieser Gelegenheit der Madrider Ausstellung aus dem Jahre 1887 und der damaligen Verächtlichmachung ihrer Herkunft in Teilen der spanischen Presse. Folgerecht lehnten sie ihre Mitwirkung an den Vorbereitungen der amerikanischen Weltausstellung ab. Doch die Aussteller köderten sie schlauerweise mit dem verlockenden Angebot, eine große, „Honorary Commission“ genannte philippinische Delegation auf eine Bildungsreise durch die Vereinigten Staaten zu schicken.

Erster amerikanischer Zivilgouverneur auf den Philippinen war der spätere US-Präsident William Howard Taft. Er trat sein Amt auf den Philippinen im Jahre 1901 an und plante, ganz im Einklang mit anderen großen Ausstellungen, in St. Louis die „Perle des Pazifiks“ als besonderes Schmuckstück zu präsentieren. Ergebnis war ein weitläufiges, am westlichen Rand des Ausstellungsgeländes eigens angelegtes Reservat, das alle anderen Pavillons an Größe übertraf. Sein quadratischer Grundriss bedeckte ca. 19 Hektar exotisch bepflanztes, mit zahlreichen ethnografisch sortierten Hütten geschmücktes Land. Dort hausten, in indigene Dorfgemeinschaften eingeteilt, mehr als 1200 „natives“, die gehalten waren, dem Publikum ihr pittoreskes Brauchtum vorzuführen. Das alles war sehr schön eingerichtet und sehr teuer, führte aber auch hier zu allerlei Konflikten an der *color-line*. Die philippinische Elite, Mitglieder der sog. „Honorary Commission“, beanstandeten, was zu erwarten war, die Reduzierung des Filipinismo auf die nicht-christlichen Hochlandbewohner. Und wieder waren es vor allem die Igorot, die als nackte ‚Wilde‘ ihre Stammestänze und -rituale vor den Augen des entzückten

69 W. E. Du Bois 1900, 47

weißen Publikums feierten und alle Aufmerksamkeit auf sich zogen. Hinzu kamen rassistisch motivierte Vorwürfe von Seiten weißer Damen, die wegen der Nähe muskulöser brauner junger Männer um die Ehre ihrer Töchter zitterten usw. Kurz, ein philippinischer Anwalt, Mitglied der Ehrenkommission, brachte den Chauvinismus der amerikanischen Ausstellungsmacher auf den Punkt, indem er die „groteske Falschdarstellung“ (*preposterously misrepresented*) seiner heimatlichen Inselwelt anprangerte und das ganze Unternehmen als Demonstration kolonialherrschaftlicher Überheblichkeit verwarf.<sup>70</sup> Hatte die Madrider Philippinenschau noch Züge einer Tragödie (es gab Todesfälle), verkam – um ein bekanntes Wort von Marx zu variieren – die Wiederauflage in St. Louis zur Farce. Auch traten in St. Louis wie bereits in der 1887er Ausstellung der Spanier die Widersprüche zwischen Absicht und Ausführung offen zutage: Der Kolonialherr warf sich rhetorisch in die Brust, um seine zivilisatorischen Leistungen in der Kolonie unter Beweis zu stellen, während er gleichzeitig die „nackten Wilden“ wie kaum zu domestizierende Haustiere dem Publikum vorführte; und dort, wo der bereits „Zivilisierte“ sich traute, mit dem gleichen Selbstbewusstsein wie der Kolonialherr aufzutreten, da rief dieser sofort nach der Polizei.<sup>71</sup>

Was die Völkerschauen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts auszeichnete, das war die brutale Nichtachtung der Menschenwürde. Die begleitenden rassistischen Erzählungen hatten den Zweck, den sogenannten Naturvölkern die Fähigkeit abzuspreehen, nach Freiheitsprinzipien handeln zu können. Sie unterwarfen sie vielmehr der Notwendigkeit einer natürlich wirkenden Kausalität, die sich in Handlungen angeblich animalischer, will sagen, vorzivilisatorischer Triebhaftigkeit äußert. Auch wenn es kulturelle Traditionen geben mag, die ein anderes als das europäische Verständnis der Menschenwürde vertreten, so ist doch immer wieder bemerkenswert, dass der von Europa ausgehende Kolonialismus die mühsam errungenen humanistischen Ideale mitsamt ihren vermeintlich ewig währenden Moralmaximen mit Füßen trat, wenn es um die Ausbeutung der in Übersee vermuteten und aufgespürten Ressourcen ging – eine bis heute anhaltende Irritation. Den ‚dort draußen‘ Lebenden ‚die Zivilisation zu bringen‘, war in der Regel nichts anderes als eine Wirtschaftsinteressen kaschierende Redensart. Und die Missionsarbeit der Mönchsorden diente, wie immer sie mit frommem Augenaufschlag gerechtfertigt wurde, vorab der Wegbereitung lukrativer Beutezüge.

70 Eine ausführliche kolonialismuskritische Darstellung, der meine Abschweifung viel verdankt, hat Paul Kramer 1999 in der *Radical History Review* veröffentlicht.

71 P. Kramer 1999

## Land Grabbing

„Eure Mission ist, die Heiden zu taufen, meine aber ist, die Menschen zu würdigen.“ Mit diesem Satz, den Rizal einem seiner jesuitischen Versucher entgegenhielt, kehre ich noch einmal zum Konnex zwischen Rassismus und Ökonomie zurück. Wo diese Verbindung besteht, ist auch ein merkwürdiges Oszillieren zwischen Würde und Wert zu beobachten. Denn Würde ist als Zweck an und für sich von jenem zweckhaften Wert zu unterscheiden, den zum Beispiel ein Stück Land in den Augen seines Eigentümers oder eines potenziellen Käufers besitzt. Wird aber der Eigentümer in einem rechtlosen Akt seines wertvollen Besitzes beraubt, berührt das durchaus auch seine Würde. Schon früh in ihrer noch auf Distanz bedachten Briefkommunikation hat Rizal Blumentritt von dem Unrecht und dem Würdeverlust überzeugen wollen, die mit der gewalttätigen Enteignungspolitik des Kolonialregimes Hand in Hand gingen. Am 19. April 1887 schrieb er ihm aus Berlin, es sei noch viel zu tun, um dann mit den Worten Stauffachers aus *Wilhelm Tell* (II 2) fortzufahren:

„Und hatten manchen sauren Tag, den Wald mit weitverschlungnen Wurzeln auszuuroden,“ sagte Schiller von den alten Schweizern; für uns muss man noch hinzufügen das Gedicht von dem Kampf mit dem Drachen, damit wir der Nachwelt sagen können:

Wir haben diesen Boden uns erschaffen  
 Durch unsrer Hände Fleiss, den alten Wald,  
 Der sonst der Bären wilde Wohnung war,  
 Zu einem Sitz für Menschen umgewandelt;  
 Die Brut des Drachen haben wir getötet ...  
 Und noch vierundzwanzig Verse dazu!<sup>72</sup>

Der gewaltsame Entzug seiner Lebensgrundlage missachtet nicht nur die Bedürfnisse des Bauern, der mit großem physischen Aufwand das wilde Land gerodet und bepflanzt hat, die Gewalt zerstört zugleich mit seiner Freiheit auch seine Selbstachtung als autonome Person. Er geht unter oder greift zur

72 Von den 24 Versen (*Wilhelm Tell* II 2) will ich hier wenigstens noch einige zitieren, um Rizal gerecht zu werden: „Die Brut des Drachen haben wir getötet, / Der aus den Sümpfen giftgeschwollen stieg, / Die Nebeldecke haben wir zerrissen, / Die ewig grau um diese Wildnis hing, / Den harten Fels gesprengt, über den Abgrund / Dem Wandersmann den sichern Steg geleitet, / Unser ist durch tausendjährigen Besitz / Der Boden – und der fremde Herrenknecht / Soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden, / Und Schmach antun auf unsrer eignen Erde? / Ist keine Hülfe gegen solchen Drang? / Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht ...“

Gegengewalt. Rizals *El Filibusterismo* schildert einen solchen Fall auf exemplarische Weise. Die in mehreren Kapiteln sich entfaltende Erzählung des Cabesang Tales zeigt, wie der willkürliche, von Mönchen begangene Landraub einen fleißigen und gutgläubigen Bauern ins Elend stürzt und schließlich in einen Michael Kohlhaas verwandelt, der nun seinerseits mit mörderischer Gewalt das Recht, die Würde und schließlich das Leben unschuldiger Landsleute zerstört.

Die Romanepisode stellt nicht nur die Willkür der Mächtigen im Umgang mit der durch Arbeit erworbenen und vertraglich zugesagten Landnutzung an den Pranger, sie illustriert auch Rizals Überzeugung, dass Unrecht Unrecht gebiert und Anarchie die Folge ist. Bis heute geben dieser Ansicht die spätféudalistischen Verhältnisse in den postkolonialen Gesellschaften – vor allem in den ehemals von Spaniern kolonisierten Ländern – weiterhin Nahrung. In Kolumbien etwa beraubten um 1900 Großgrundbesitzer und internationale Nahrungsmittelkonzerne im großen Stil die Kleinbauern ihrer Ländereien und ihrer Existenzgrundlagen. Bis heute gefährden die Folgen – verschärft durch Drogenanbau und -handel – die innere Sicherheit im Land. Auf den Philippinen ist die Landreform aktuell ein lebensgefährliches Streitthema, obwohl Ende der 1980er Jahre ein *Comprehensive Agrarian Reform Program* (CARP) in Kraft gesetzt wurde, das den Großgrundbesitz zugunsten der besitzlosen Kleinbauern umverteilen sollte. Über den aufhaltsamen Vollzug heißt es in einem Bericht der Organisation *Aktionsbündnis Menschenrechte – Philippinen* (AMP) aus dem Jahr 2017:

Ein Erbe der spanischen Kolonialzeit ist die extrem ungleiche Verteilung von Agrarland. Weiterhin ist ein Großteil der landwirtschaftlichen Nutzfläche im Besitz einiger weniger Großgrundbesitzer/innen. Landlose Kleinbauern und -bäuerinnen bewirtschaften das Land, müssen aber große Teile der Ernte an den Grundherrschaften abführen, so dass vielen nur das Nötigste zum Überleben bleibt. Auf ihren Plantagen und Haciendas üben die Großgrundbesitzer/innen oft de facto ein Gewaltmonopol aus.<sup>73</sup>

In Fragen der Landreform konnten die Einheimischen zur Zeit der spanischen Herrschaft kaum Entgegenkommen erwarten. Das schon erwähnte *Encomienda*-System bevorzugte, wenn es um Landverteilung und -eigentum ging, die spanischen Veteranen der Verwaltungs- und Militärdienste. Auch

73 [https://www.asienhaus.de/archiv/user\\_upload/AMP\\_-\\_Menschenrechtsbericht\\_Philippinen\\_2017\\_final.pdf](https://www.asienhaus.de/archiv/user_upload/AMP_-_Menschenrechtsbericht_Philippinen_2017_final.pdf) [abgerufen 25.1.2019]. Siehe auch die Bemerkungen in M. Syjuos *Roman Ilustrado* 2010, 85.



hier zeigte der „Rassismus“ sein hässliches Gesicht, da es üblich war, ein Anrecht der Spanier auf kolonialen Landbesitz mit ihrer ‚natürlichen‘ Überlegenheit zu rechtfertigen. Eine simple, doch offenbar wirksame Form der Selbstlüge, die nur dazu diente, den sozioökonomischen Machtverhältnissen den Schein des Notwendigen zu verleihen.

Der stolze Senator Marqués de Reinoso (heute der Name einer edlen Rioja-Marke) wusste, was auf dem Spiel stand, als er 1892 im *Boletín de la Sociedad Geográfica* schrieb:

Jeder weiß, dass unsere Herrschaft über die Philippinen auf der Überlegenheit der weißen Rasse über die einheimische Rasse beruht; ohne diese Überlegenheit wäre es unmöglich, den Archipel zu halten. [...] Die Überlegenheit des Weißen muss um jeden Preis bewahrt werden, weil sonst der Verlust des Landes droht.<sup>74</sup>

Die großzügige Empfehlung des Marqués lautete daher, auch solchen Spaniern den Umzug auf die Philippinen zu erleichtern, die im eigenen Land als Kriminelle galten. Deren schlechten Leumund in Erfahrung zu bringen, meinte er, würde den „Eingeborenen“ sowieso nichts nützen, da ausnahmslos jeder Spanier dank seiner Rassenüberlegenheit in der Sozialhierarchie an der Spitze stehe und mithin unangreifbar sei. Den Vorschlag des Senators konnte man durchaus auch als eine sozialhygienische Erweiterung der damals aktuellen Bevölkerungspolitik verstehen. Denn während des langen 19. Jahrhunderts stritten die Spanier immer wieder mal über die Frage, wie die philippinische Kolonie besser vor der Zuwanderung fremder „Rassen“ geschützt und als staatliches Dominium erhalten werden könne. Zwar warb die Regierung mit schönen Bildern und blumigen Versprechungen für die Ansiedlung spanischer Familien, hatte damit aber wenig Erfolg. Die kleineren Kolonien aber – die Marianen und Karolinen – fungierten als Strafkolonien, auf die auch die Philippiner verbannt wurden, die Opfer der Zensur oder der politischen Verfolgung durch die Guardia Civil wurden.

Wer wann, wo und mit welchen Mitteln in der spanischen Kolonie Fuß fassen und Eigentum ‚erwerben‘ durfte, blieb aus diesen Gründen ein heißes Thema vor allem unter den Verfechtern einer auf Expansion angelegten Siedlungs- und Agrarpolitik. Spaniens Bevölkerung zählte Ende des 19. Jahrhunderts etwa 18 Millionen Einwohner (heute sind es mehr als 46 Millionen), die Philippinen 8 Millionen (heute ca. 105 Millionen). Raum für ansehnliche Einwandererkontingente gab es also im Überfluss, doch war die spanische

74 Meine Übersetzung nach dem französischen Text bei Huetz De Lempis 1997, 55.

Regierung darauf aus, den Zuzug im Sinne des Machterhalts und der Rohstoffextraktion zu kanalisieren. Wo auch immer ein Spanier den Fuß in der Kolonie hinsetzte, fiel ihm ein Eigentumstitel zu, den der einheimische Bauer, der bis dahin das ererbte oder freie Land bestellt hatte, nicht anfechten durfte. Ihm blieb nur die Wahl, weiter zu ziehen oder sich vom neuen Eigentümer in die Pacht zwingen zu lassen. Hunderte Hektar fruchtbaren Landes in einer einzigen privilegierten Hand konzentriert, bedeutete profitorientierte Latifundienwirtschaft und zugleich Abhängigkeit der kleinbäuerlichen Pächter von den volatilen Gesetzen des Marktes. Einem einheimischen Bauern Land wegzunehmen, bedurfte weniger des Rechts als der Gewalt, auch wenn diese sich ins Gewand des Rechts kleidete. Der philippinische Jurist Gregorio Sancianco, einer der Mitbegründer der *Juventud Escolar Liberal* genannten Jugendorganisation, hat das in seiner 1881 veröffentlichten Studie über die *Fortschritte der Philippinen* sehr drastisch beschrieben:

Jeder kann dem Gericht eine Eingabe auf „Eigentumswiederherstellung“ vorlegen, vorausgesetzt, das Dokument ist in Rechtsform und wird von drei Zeugen beglaubigt. Der Betroffene, der angebliche Räuber, der aber in der Regel der wahre Eigentümer ist, wird nicht gehört. Weder muss der Petent eine Bürgschaft einreichen noch müssen die Zeugen – außer Alters- und Wohnsitznachweis – bestimmte Qualifikationen besitzen. Der Petent muss nur in der Ortschaft wohnen, in der sich die betreffende Liegenschaft befindet. Bekanntlich können Zeugen überall gekauft werden, so dass der Petent am Ende stets als Gewinner dasteht. Der Verlierer hat zwar ein Recht auf Berufung, aber wenn er arm ist und sein einziges Eigentum der anderen Partei zugesprochen wurde, welche Mittel hat er dann, welcher Anwalt oder Bevollmächtigte wird ihn unterstützen und verteidigen? Das Interesse an einer Gegenklage, die ebenso kostspielig wie endlos ist, wird bescheiden bleiben. Das gilt erst recht, wenn es sich um eine Armutsklage handelt, denn welcher Schreiber oder Beamte bei Gericht will etwas mit einem armen Teufel zu schaffen haben? Hinzu kommt, dass vorläufiger Aufschub definitiv den begünstigt, der die Enteignung forciert, während der unglückliche Verlierer mittellos zurückbleibt, in der Wildnis nach einem anderen Stück Erde sucht, oder die Gerechtigkeit in die eigenen Hände nimmt.<sup>75</sup>

75 G. Sancianco 1975, 37 f. L. E. Bauzon beschreibt in seiner historischen Studie die verschiedenen Arten rechtlosen, d. h. mit Gewalt vollzogenen Landgrabblings und resümiert: „It is thus perfectly clear that land acquisition under Spain was not always just and fair. Opportunities for brutal exploitation and abuses existed, and unscrupulous persons readily took undue advantage of such opportunities.“ (1975, 6)

Was Sancianco hier beschreibt, das hätten Rizal und seine Familie aus eigener Erfahrung mehrfach bestätigen können. Trotzdem ließ sich Rizal in seiner Haltung als Partisan des gewaltlosen Widerstands nicht beirren. So wählte er den „Geist der Rebellion“ bereits dort am Werk, wo das Recht, Rechte zu haben allgemein bewusst wird und im Konfliktfall auch einen entsprechenden Handlungsrahmen vorfindet. In diesem Sinne war er bemüht, seinen Landsleuten klar zu machen, dass es neben den allgemeinen Menschenrechten auch ein Arsenal positiver Rechte gab, das im Konfliktfall zu aktivieren sei. Auch hier setzte er nicht auf die rein formalen Bedingungen des Rechtes-Habens und der institutionellen Rechtsermittlung. Vielmehr glaubte er in deren Anwendung die Chance für einen kulturellen Wandel zu erkennen, der sogar die Fundamente des europäischen Rassen-Deliriums angreifen könne:

Diesen ‚Eingeborenen‘ [d. h. den eigenen Landsleuten] eine Vorstellung von ihren Rechten geben, heißt ihnen den Geist der Rebellion (*el espíritu de rebelión*) einimpfen oder sie zumindest darin zu bestärken, Klagen oder Rechtsansprüche anzumelden. Auf diese Weise würde der Nährboden jener Rassenüberlegenheit (*superioridad de raza*) zerstört, der heute die Europäer so überheblich auftreten lässt.<sup>76</sup>

Rizal führt mit dieser Bemerkung die Rechtsfrage mit der nach der Rechtfertigung sowohl der Ausbeutung als auch des Widerstands (*rebelión*) zusammen. Das formale Recht kann nicht nur die ökonomische Position des widerrechtlich enteigneten Bauern stärken, es kann ihm auch die Augen für jene Herrschaftsideologie öffnen, die ihre Besitzansprüche auf einen vermeintlich naturgegebenen (rassistischen) Unterschied zwischen dem ‚Eingeborenen‘ und dem europäischen Kolonisten gründet. Unterliegt das Recht – wie Sancianco zeigt – dieser Ideologie, erkennt der Ausgebeutete in der Rechtsverletzung das Unrecht, das er nicht hinnehmen darf, soll moralische Ungleichheit nicht über die Rechtsgleichheit triumphieren. Der Ungleichheit, nämlich der verlogenen, aber moralisch verbrämten „Rassenüberlegenheit“, zu widerstehen, ist der Kern des von Rizal beschworenen „Geists der Rebellion“.<sup>77</sup>

Als Rizal während der Verbannung auf Dapitan rechtmäßig Land erwarb, es bewirtschaftete und eine Handelsgesellschaft gründete, um seine Cash-

76 Escritos políticos 1961, 83: Que dar idea a estos naturales de derechos propios, es inculcarles el espíritu de rebelión o por lo menos fomentar su afición a promover pleitos o expedientes; que destruido así el cimiento de superioridad de raza, que ahora enaltece a los europeos.

77 Ausbeutung als moralisches Problem diskutiert die lesenswerte Studie *The Moral Economy of the Peasant* von James C. Scott (1976, hier bes. 165 ff.).

Crop-Produkte profitabel vermarkten zu können, war er auf dem besten Weg, die Privilegien der spanischen Grundherren zu unterwandern. Schon Jahre vor seiner Deportation hatte er nicht nur entschieden Partei für die Rechte freier Wander- und Siedlungsbewegungen der Völker des ozeanisch-pazifischen Raums ergriffen, er plädierte auch offen für ein durch eigener Hände Arbeit erworbenes Recht auf Eigentum. Mit Blumentritt geriet er darüber in einen ernsthaften Disput. Anlass war eine ältere, 1874 in Madrid veröffentlichte *Abhandlung über die Bergregionen der Philippinen* aus der Feder des Katalanen Sebastián Vidal y Soler, der zehn Jahre lang als Direktor der Botanischen Gärten in Manila tätig war. Dessen spanische Übersetzung der von Fedor Jagor verfassten Philippinenreise hatte Rizal in einem Brief an Blumentritt (26. Januar 1887) mit „mangelhaft“ bewertet und eine Übertragung ins Tagalog versprochen. Vidal, ein international renommierter Botaniker, war, wie der von Rizal zitierte Textauszug belegt, stolz auf seinen kolonialistischen Standpunkt (*mí punto de vista colonial*).<sup>78</sup> Auch er wollte, zum Schutz spanischer Interessen, ausschließlich weißen Europäern Landbesitz- und Eigentumsrechte auf den Philippinen einräumen. Um die Agrarproduktion zu steigern und profitabler zu machen, forderte er in großem Stil den Import von ausländischen Fremdarbeitern und von europäischem Kapital. Auf die Einheimischen wollte er sich auf keinen Fall verlassen, empfahl daher Anwerbung in anderen Ländern Asiens. Die fruchtbaren Territorien in produktives Agrarland zu verwandeln, seien fleißige und erfahrene Landarbeiter aus China, Vietnam, Japan und Kambodscha durchaus willkommen, solange die Eigentumsrechte in spanischer Hand blieben. Wo Widerstand von Seiten der altansässigen Bauern drohe, sollte das Militär zur Stelle sein.

Die Länder der spanischen Kolonien – daran ist hier zu erinnern – gehörten, so wollte es der Eroberer, dem König von Gottes Gnaden. Das war Landraub unter dem Schutz der höchsten Autoritäten im Himmel und auf Erden. Also war jeder spanische, vorab rein-„rassische“ Untertan zum Landraub berechtigt und hatte zugleich die Pflicht, dieses ‚Recht‘ mit Zähnen und Klauen zu verteidigen. Wie soll man das nennen? Diese Frage stellte sich

78 Vgl. Rizals Brief vom 1. November 1888 an Blumentritt, in dem er einen gekürzten Auszug aus Vidals Text wiedergibt. Ich zitiere hier die komplette Passage nach dem Original (Vidal 1874, 229f.): El continente asiático nos debe los elementos para poblar sus desiertos campos; los chinos, anamitas, japoneses quizás, y cambodjanos es fácil se radiquen allí si se les ofrecen facilidades para ir y ventajas al quedarse. Son buenos cultivadores y la fertilidad del suelo recompensará con usura sus trabajos. No quisiéramos embargo, que llegaran a convertirse en dueños de la propiedad territorial, por conceptuarlo inconveniente á *nuestra dominación*, objeto siempre preferente, superior – bajo mío punto de vista colonial – á la misma *prosperidad del país*, y harto *expuesto á peligros*.

auch Rizal immer wieder bis er eine Antwort in Francisco Pí y Margalls Dialogschrift *Die Kämpfe unserer Tage* (Las luchas de nuestros días) fand, die er Ende 1890 in einer Buchvorstellung zitierte und seinen enteigneten Landsleuten zur Lektüre empfahl. Pí y Margall, den Friedrich Engels als „einzigen Sozialisten“ unter den spanischen Republikanern anerkannte,<sup>79</sup> lässt in seinem Buch einen der von ihm erfundenen Dialogredner über den Widerspruch zwischen der Gleichheitsforderung und der faktischen Ungleichheit insbesondere im Hinblick auf den Besitz und die Ungleichverteilung elementarer naturgegebener Ressourcen rasonieren. Das ökonomische Prinzip, das der Redner mit starken Worten verteidigt, entspricht am ehesten dem, was unter den Begriff der „Allmende“ fällt: gemeinschaftliches Eigentum. Mit den von Rizal zitierten Worten des Dialogisten:

Die Erde kann nur das gemeinsame Erbe der Menschheit sein, ebenso wie Luft und Wasser. Luft, Wasser und Erde bilden unseren Planeten und enthalten all jene Subsistenzmittel und Arbeitselemente, die zur Befriedigung unserer Bedürfnisse beitragen. *Es ist Wahnsinn des Wahnsinns, sie überhaupt und gar als unwiderrufliche Eigentumstitel entweder Unternehmen oder Einzelpersonen auszuliefern.*<sup>80</sup>

Am 1. November 1888 richtete Rizal, der in London am ‚Morga‘-Kommentar arbeitete, einen Brief an Blumentritt. Offen stritten die Freunde über die grundsätzliche Frage, in welchem Maß die Aussagen bestimmter spanischer Autoren über die Philippinen ernst zu nehmen oder als chauvinistische Äußerungen zurückzuweisen sind. Unterschiedliche politische Meinungen zu haben, schrieb Rizal, sei „kein Verbrechen, wenn nur die Meinung nicht verbrecherisch ist.“

Er [Vidal] schreibt immer alles was schlimm ist den Indiern [*indios*] zu; er spricht nur vom prestigio, sueldo [Geld], indolencia etc. In seinem *Memo-ria sobre el ramo de Montes* las ich folgendes: „Wir wollen jedoch nicht, dass sie (die Chinesen, Vietnamesen, Japaner, Kambodschaner) zu Herren unseres Territorialbesitzes werden, was nachteilig für unsere Herrschaft wäre, *die aus*

79 F. Engels 1973, 480

80 F. Pi y Margall 1884, 42: La tierra no puede menos de ser patrimonio común de la humanidad, como lo es el aire y el agua. Aire, agua y tierra constituyen nuestro planeta y contienen cuantos medios de subsistencia y elementos de trabajo contribuyen a la satisfacción de nuestras necesidades. Locura de las locuras entregarlos en absoluto y por título irrevocable a corporaciones ni personas.

*meiner kolonialen Sicht größere Bedeutung als selbst der Wohlstand des Landes hat!!! [...]. Den spanischen Auswanderern ist dort das Land [...], das unter dem Schutz unserer Flagge steht, in Vollbesitz zu überlassen und bei jeder Gelegenheit ist energisch darauf zu achten, dass jede Überschreitung der Anzahl der Bauernsiedlungen ohne Nachgiebigkeit mit Härte bestraft werden muss.“* Derselbe Vidal y Soler wütet wenn die Indier ihre armselige[n] Äcker gegen die Spanier verteidigen [...].<sup>81</sup>

Die gleichsam laut schreienden Hervorhebungen und Ausrufezeichen in Rizals Handschrift geben der Empörung über das Gesagte gestischen Ausdruck und fordern den Freund auf, doch einmal genau hinzuschauen. Blumentritt, der mit Vidal befreundet war, brachte dem Spanier wohl Verständnis entgegen und bekräftigte den kolonialen Standpunkt mit einem Vidal-Argument, dem Rizal nun vehement widerspricht. Denn Blumentritt hatte eine polit-ökonomische Doktrin auf die Philippinen angewendet, die zwar zu einem souveränen Staat, nicht aber zu einer abhängigen Kolonie passt. Rizal antwortet ihm mit einer Reihe rhetorischer Fragen und erteilt ihm dann eine kurze, aber prägnante politische Lektion:

Sind diese armen Einwanderer [die von Vidal aufgezählten Pazifik-Anrainer] die dahin als *braceros* [Tagelöhner] gehen würden, viel gefährlicher wie die Europäer, die hinter sich grosse, mächtige Nationen haben, die ihre Unterthanen beschützen, und die [...] fast alle durch Einwanderer [aus] anderen Nationen [entstanden sind]? Werden die Chinesen, Japaner und Cambodja[ner] viel gefährlicher für die spanische Herrschaft sein, wie dieselben Spanier, oder ihre Nachkömmlinge, die Sud America von dem Mutterlande [aus] eroberten? Wo sind die Länder, die die Chinesen, Japaner u. a. m. den Europäern wegnahmen? Entweder Vidal y Soler irrt sich, oder ist es der Hass gegen die arme, farbige Bevölkerung, der es schreibt. [...] Ich nehme an, dass *die Wohlfahrt des Landes den Interessen des Staats sich unterordnen muss*, wie Du sagst; aber es gilt nur, wenn jenes Land ein Wesen mit diesem Staat bildet und wenn das Glück oder Unglück des ganzen das Glück oder Unglück jeden Theils [ist], wenn das Land innerhalb der Nation ist. Dies ist nicht der Fall mit Philippinen. Philippinen ist nicht Spanien; es gehört nur dazu; Spanien's

81 Der vollständige Titel des von Vidal 1874 in Madrid veröffentlichten Buches lautet *Memoria sobre el ramo de Montes en las islas Filipinas*. Rizal zitiert mit einigen Auslassungen aus dem spanischen Original. In meiner Übersetzung dieser Stellen habe ich die von Rizal unterstrichenen Stellen kursiv wiedergegeben.

auch die Übersetzungen. Er schreibt  
 immer alles was schlimmes ist, den  
 Indiern zu; er spricht nur vom  
 prestigio, melde, indolencia etc. In  
 seiner Memoria über el ramo  
 de Montes. las ich folgendes: "No  
 "quisiéramos sin embargo que  
 "llegáran a convertirse (los chinos,  
 "anaitos, japoneses, cambridjanos).  
 "en dueños de la propiedad territorial  
 "por conceptuarlo inconveniente a  
 "nuestra dominación, objeto  
 "siempre presente, superior —  
 "bajo mi punto de vista colonial —  
 "a la misma propiedad del país (!!!)  
 ".... dar allí tierras a los emigrantes  
 "de España en propiedad plena.  
 "ponerlos bajo la protección de nuestra

Abb. 16 Auszug aus Rizals Brief vom 1. November 1888 an Ferdinand Blumentritt

Glück ist nicht Philippinen's Glück, wohl aber das Unglück; hier ist keine Rede von Staatsinteressen, sondern von spanischer Herrschaft allein.<sup>82</sup>

Die den Begriff der Staatsräson umkreisende Auseinandersetzung über Glück und Unglück, Recht und Unrecht habe ich bereits an anderer Stelle kommentiert. Doch sie lohnt einen zweiten Blick, weil Rizal hier auf treffliche Weise die Begriffe des europäischen Freundes zurechtrückt und zugleich den Unrechtskern des Kolonialismus freilegt.

Was Rizals Schreiben anklagt und dem europäischen Philippinisten – der zwar mit ihm sympathisiert, aber nicht konsequent genug ist – noch einmal deutlich vor Augen führen will, ist nichts anderes, als die älteste Form des mit roher Gewalt durchgesetzten Landraubs, der die alte Allmende-Ökonomie der einheimischen Bauerngemeinden zerstörte. Die mit rassistischen Sprüchen verbrämte demütigende Herablassung der spanischen Herren vom Stamme Reinosas und Vidals gegenüber den alteingesessenen Bewirtschaftern des fruchtbaren Bodens schloss die sozial ausbalancierte Landverteilung aus, für die Rizal Rechtssicherheiten vom spanischen Staat verlangte. Nicht nur wurden seine Hoffnungen enttäuscht, seine ganze Familie erfuhr vielmehr am eigenen Leib die von den klerikalen Grundherren ausgehende Gewalt: Sie wurde widerrechtlich enteignet, sein Bruder Paciano verbannt, seine eigenen Interventionen vor dem Obersten Gericht in Madrid wurden zurückgewiesen.<sup>83</sup> Die Heuschrecken der biblischen Plage hatten den Segen der spanischen Krone.

Wie groß Rizals berechtigter Zorn war, drücken die letzten Worte in *El Filibusterismo* aus, mit denen der menschenfreundliche Eremit Florentino Rechtsbeugung und Habgier auf immer verdammt.<sup>84</sup> Doch Rizal wäre nicht der gewitzte Kolonialismuskritiker hätte er an anderer Stelle nicht die Gelegenheit genutzt, den von Feced bis Vidal aufrechterhaltenen altspanischen Bluträuberdünkel dem Spott preiszugeben. Er hat das mit einer bissigen Analyse der Indolenz geschafft, die einer Wissenschaftsparodie sehr nahe kommt.

82 Brief Rizals an Blumentritt vom 14. November 1888, geschrieben in London.

83 Vgl. die alarmierenden Briefe aus Kalamba von Nicasio Eigasani (11. Januar 1891) und Felipe Buencamino (7. Februar 1891) in: Rizal's Correspondence with Fellow Reformists (1882–1896).

84 ¡Mientras tanto, allí no harás el mal, no torcerás el derecho, no fomentarás avaricias! (Derweil wirst du da unten [im Abgrund] nichts Böses tun, du wirst weder das Recht verdrehen noch die Gier befeuern!)